

DIE EINE
WAHRE
LIEBE



ROMAN VON RAYA MANN

Die eine wahre Liebe

Roman von Raya Mann

Lektorat Nina Eisen

Vorwort der Autorin

SERENUS starb am 29. August 2014 auf dem Rückweg in die psychiatrische Klinik. Ganz in der Nähe, auf einer Autobahnraststätte, nahm er den Anruf seiner Psychiaterin entgegen. Doktor Tina Jung teilte ihm mit, dass sie auf ihn wartete, und bat ihn sofort loszufahren. Serenus fragte sie nur, ob Agnes bei ihr sei. Bei der nächsten Ausfahrt nahm er die Bundesstraße. Kurz darauf geriet er mit überhöhter Geschwindigkeit auf die Gegenfahrbahn und prallte frontal auf einen entgegenkommenden Reisebus.

Zu diesem Zeitpunkt war Serenus drei Monate lang in der Klinik gewesen. Ich machte seinen Klinikaufenthalt zum Gegenstand meines ersten erzählerischen Textes. Nach dem Unglück begann ich sofort mit der Niederschrift und beendete sie nach sieben Wochen, in denen ich nichts Anderes tat als schreiben. In *Agnes betet* klammerte ich meine Person vollständig aus. Das jedoch war ein entscheidender Irrtum, den mir erst die späteren Ereignisse vor Augen führten.

In den folgenden Monaten erkannte ich, dass ich keine Ruhe finden würde, bevor ich nicht meinen persönlichen Bericht über *Die eine wahre Liebe* so wirklichkeitsgetreu wie möglich zur Tastatur gebracht hätte. Also machte ich mich an meine zweite Erzählung. Dass ich mich nicht leicht damit tat, wird bei der Lektüre spürbar sein. Das ist meine Hoffnung, denn andernfalls hätte sich die Mühe nicht gelohnt.

Dass Serenus seine eigenen Memoiren bereits aufgezeichnet hatte, konnte ich nicht wissen. Ich erfuhr es erst

im Nachhinein, als Agnes das Manuskript aus seinem Versteck holte. Als ich es zum ersten Mal las, erschrak ich, denn Serenus hatte meine Person in seinem umfangreichen und detailverliebten Werk mit keinem einzigen Wort erwähnt. Bis ich begriff, dass der Sinn seiner Lebensbeichte genau darin bestand, eine Geschichte zu erzählen, welche die eine wahre Liebe aussparte.

Somit liegen drei Texte vor, in denen Serenus die Hauptfigur ist. Es handelt sich, wenn mich mein Gefühl nicht trügt, um eine beklemmende Trilogie.

Eva – Juni 2014

Vor sieben Jahren war ich als junge Dozentin in diese Stadt gekommen, in die kleinste Universitätsstadt der Schweiz. Ich war soeben von der Arbeit nach Hause zurückgekehrt. Nun freute ich mich auf einen freien Abend in meinem Haus an der *Route de la Glâne*. Ich saß vor meinem Mac und sah ihm beim Hochfahren zu. *Thunderbird* ging auf und im unteren Fenster erschien die neueste Nachricht, die ich unwillkürlich überflog.

„Nein! Lies diese Mail nicht!“

Ich schrie diesen Befehl und wusste, wie absurd er war. Zu spät. Die Worte waren schon in mein Bewusstsein eingedrungen. Meine Stimme hörte sich an, als stünde ich drei Schritte neben mir. Ich musste mich zwingen, mich nicht nach mir selber umzusehen. Ich starrte auf den Monitor und wiederholte so gefasst, wie es mir irgend möglich war: „Nein, lies diese Mail nicht ...“

Gleichzeitig wollte ich den Kopf schütteln. Aber das gelang mir nicht. Mein Nacken war starr. Ich atmete kurz und flach. Das Zischen der Atemzüge schien aus dem Bildschirm vor mir zu kommen. Es war fast so, als könnte ich das Geräusch sehen, als bliese ich Luft durch die Zeilen des Textes. Indem ich die Augen schloss, wurde es völlig still. Ich war ganz allein und ganz klein.

So blieb ich sitzen: taub, stumm, blind und gelähmt. Ich wartete darauf, dass meine Gedanken zurückkämen und fürchtete mich vor den Gefühlen, die sich auf mich stürzen würden. Als ich mich endlich, mit geschlossenen Augen, erhob, kam es mir vor wie ein Versehen. Ich hatte kei-

ne Ahnung, wohin ich mich wenden sollte. So blieb ich hinter dem Stuhl stehen, bis meine Hände schmerzten. Ich hielt sie zu Fäusten verkrampft und konnte sie nicht mehr öffnen. Ich holte tief Luft und schrie so laut und so lange ich konnte. Der Schrei war so schrecklich, dass kein Mensch ihn hätte ertragen können, kein Mensch außer demjenigen, der ihn ausstieß. Aber nun ließen sich meine Finger wieder strecken.

Die ganze Nacht lag ich in meinen Kleidern auf dem Bett. Ich wusste nicht, ob ich schlief oder bei Bewusstsein war. Manchmal schwirrten Gedanken durch mich hindurch, und es kam mir vor, als ob ich träumte, dass ich nachdachte und nicht steuern könnte, was ich denken wollte, dass ich ebenso wenig aufhören könnte, von herumschwirrenden Gedanken zu träumen. Gleichzeitig glaubte ich wach zu sein, aber es war doch nur eine Art Traum vom Wachsein. Mitten in der Nacht schreckte ich davon auf, dass ich weinte und schrie. Ich fühlte eine ätzende Wut, die sich in mir ausdehnte und siedend heiß durch die Poren meiner Haut drang. Tränen des Zorns und der Enttäuschung drangen durch meine Lider, bis das Kopfkissen davon getränkt war.

Ich erwachte bei Tagesanbruch, weil in meinem Kopf die Amseln ihre Lieder schmetterten. Es tat höllisch weh. Auch meine Muskeln schmerzten und meine Kleider waren klamm vom Schweiß. Ich tastete mich ins Bad, suchte die Codeintropfen gegen meine prämenstruelle Migräne aus dem Spiegelschrank und füllte ein Zahnputzglas mit Wasser. Ich schätzte fünfzig Tropfen ab und setzte mich auf die Kloschüssel, wo ich meine Medizin schluckte und

gleichzeitig Wasser ließ. Nachdem ich das Sekretariat der Fakultät angerufen und auf dem Anrufbeantworter die Nachricht hinterlassen hatte, dass ich nicht an der Wochenbesprechung teilnehmen könne und erst am Nachmittag zur Arbeit käme, zog ich meine Kleider aus. Ich nahm eine Dusche, trocknete mich ab und streifte ein frisches Nachthemd über. Ich bezog mein Bett neu, und als ich mich hineinlegte, begann das Codein zu wirken. Leichtigkeit durchflutete mich, das Rauschen in meinen Ohren verklang und ich schlief ein.

Kurz nach zehn weckte mich das Telefon. Als ich abnahm, meldete sich Eva. Ich sagte bloß „Hallo“ und ließ sie reden. Das dauerte ein paar Minuten, dann verstummte sie. Wir schwiegen beide. Nach einer Weile fragte sie:

„Was hast du? Ist etwas mit dir?“

„Eine Mail ... von Serenus ... gestern Abend ...“

Eva war meine Kusine. Sie war schon seit vielen Jahren meine beste Freundin und die einzige Person, die alles über mich und Serenus wusste.

„Du meine Güte!“, rief sie aus. Ich hörte sie seufzen und Zahlen murmeln.

„Sieben Jahre lang verschollen. Oder acht? Und jetzt eine Mail. Etwas Schlimmes?“

„Ich glaube nicht. Oder doch? Keine Ahnung. Eigentlich schreibt er nichts. Es hört sich an, als sei er gestern in eine Klinik aufgenommen worden. Egal ...“

„Aber warum schreibt er dir?“

„Willst du das wirklich wissen?“

„Du nicht?“

„Scheiße, nein! Ich habe die Mail zwar nur überflogen, aber das hat mich schon fertiggemacht. Ich habe Schlimmes durchgestanden letzte Nacht.“

Ich stieg aus dem Bett und huschte die Treppe hinunter. Als ich mich an den Schreibtisch setzte, fragte Eva:

„Bist du noch dran?“

Der Mac war noch eingeschaltet. Ich drückte eine beliebige Taste und der Bildschirm leuchtete auf.

„Soll ich sie dir vorlesen?“

„Ist das eine gute Idee?“, fragte Eva zurück.

„Wem sonst, wenn nicht dir.“

Sie hörte mir beim Atmen zu. Schließlich fasste ich mich und sagte:

„Ich lese dir jetzt diese Mail vor und du passt gut auf.“

Montag, 2. Juni 2014, 18:53

Liebe Raya,

ich kam heute Morgen um zehn Uhr hier an. Ein Pfleger nahm mich in Empfang, stellte mir ein paar Fragen und erklärte mir ein paar Dinge. Er brachte mich zum Bettenhaus. Später kam eine Oberärztin, zwei Meter lang und ganz dünn. Sie war gut vorbereitet, stellte mir viele Detailfragen und gab mir viele Detailinformationen.

Am Nachmittag untersuchten mich der leitende Arzt und seine Assistentin. Das taten sie innen und außen sehr gründlich. Später gab es noch ein EKG, Blut- und Urinabnahme und dergleichen mehr. Gleich zu Beginn und dann alle zwei Stunden maßen sie den Blutdruck und warteten darauf, dass er anstieg. Ich begegnete nicht nur den Menschen, die hier arbeiten, son-

dern auch anderen Patienten und natürlich den anderen Rauchern!

Es war übrigens ein warmer trockener Tag, dessen wunderbar goldenes Finale gerade begonnen hat.

Grüße von Serenus

Ich schwieg, während Eva nachdachte, und wusste, dass ich mir gleich eines ihrer Selbstgespräche anhören würde.

„Naja. Das ist eine Klinik, kein Zweifel. Leitender Arzt, Oberarzt und Oberärztin, so etwas gibt es nur in Spitälern – Bettenhäuser übrigens auch. Das Ganze sieht nach einer typischen Klinikaufnahme aus mit allen Routineuntersuchungen. Ich frage mich, welches Fachgebiet es wohl ist. Vielleicht irgendeine Chirurgie. Etwas mit Vollnarkose vielleicht? Wirbelsäule oder Hüftgelenke zum Beispiel. Es könnte aber auch innere Medizin sein: Organtransplantation, Onkologie, Herzklinik. Es ist gewiss kein Notfall. Er spaziert herum und schreibt Mails, er raucht und unterhält sich mit anderen Patienten.“

Eva hielt inne und ich stellte mir ihren skeptischen Gesichtsausdruck vor. Nach ihrem Medizinstudium hatte sie den Facharzt für Gynäkologie gemacht. Als sie von Fleisch und Blut, von Krankheiten und Schwangerschaften bald genug hatte, suchte sie sich eine Halbtagsstelle bei einer Versicherung, wo sie nachmittags Akten prüfte und Gutachten schrieb. Sie war also vom Fach und wusste, wovon sie sprach. Sie fuhr fort:

„Die Sache mit dem Blutdruck verstehe ich nicht. Warum soll er steigen? Weil ein blutdrucksenkendes Medikament abgesetzt wurde? Manchmal stellt man jemanden

auf neue Medikamente um, z.B. bei chronischen Schmerzen oder bei Epilepsie. Da kann man Vermutungen anstellen ohne Ende.“

„Genau das ist es“, unterbrach ich sie.

„Was genau ist was?“

„Das, was du mir alles erzählt hast, von Transplantation bis Epilepsie.“

„Dass ich alle Möglichkeiten erwogen habe?“ Unvermittelt begann Eva zu lachen: „Schon gut, Frau Professor, ich verstehe: *Der Text ist das, was nicht im Text steht. Seine Bedeutung ergibt sich aus dem, was fehlt.*“ Sie zitierte einen meiner Standardsprüche. Ich antwortete nicht.

„Mal sehen, ob du von selber drauf kommst“, dachte ich.

„Na ja. Die Mail sagt nichts darüber, weshalb und wozu dein Mann in der Klinik ist.“

Ich schwieg beharrlich weiter. Eva lachte wieder:

„Ich weiß etwas, was du nicht weißt!“ Sie imitierte eine Kinderstimme. Es passte ihr nicht, dass ich sie zappeln ließ.

Nach einer Weile stellte sie ernst und ruhig fest:

„Die Mail soll dafür sorgen, dass du dir Gedanken machst.“

„Schön. Aber es fehlt noch etwas Anderes – das Wichtigste“, insistierte ich.

Eva wurde ungeduldig: „Und wenn ich es nicht herausfinde?“

„Würdest du mir in einer ähnlichen Situation eine solche Mail schreiben?“

Eva schnaubte, was bedeutete: „Für so bescheuert hältst du mich hoffentlich nicht.“ Aber sie sprach es nicht aus.

Ich blieb hartnäckig.

„Wenn du es doch herausfindest?“

„Ich würde mit dir sprechen, dich etwas fragen, dich einbeziehen und so weiter.“

„Was fehlt folglich in der Mail?“

„Ein Gegenüber ... du kommst darin nicht vor, Raya“, antwortete Eva und der Anflug von Traurigkeit in ihrer Stimme berührte mich.

Ich rief aus: „Diese Mail ist einfach nur eine riesengroße Scheiße. Dieser verdammte Kerl schiebt mir eine solchen Berg Scheiße hinüber.“ Meine Stimme überschlug sich.

Eva schwieg betroffen. Nach einer Weile fragte sie leise und voll Mitgefühl:

„Was wirst du damit tun? Mit der Mail, meine ich, und mit der Scheiße?“

„Das frage ich mich auch.“

„Weißt du, was ich befürchte?“

„Ich glaube, ja. Wenn es dasselbe ist, was ich befürchte, dann weiß ich es.“

Ich war den Tränen nahe und Eva bekam es mit.

„Du meine Güte!“, rief sie aus. „Wenn er dir heute wieder so eine Mail schreibt und morgen auch. Du musst einen neuen Mail-Account eröffnen.“

Ich lachte bitter.

„Das nützt doch nichts. Er muss mich nur googeln. Es gibt genau eine Raya Mann im ganzen Internet. Er kann

mir seine Mails an die Uni schicken oder Briefe schreiben. Ganz einfach.“

Ich begann Eva zu erklären, was mir am gestrigen Abend und in der Nacht widerfahren war. Diese Dinge, auf die man niemals vorbereitet ist. Der Einbrecher im eigenen Haus, das Erdbeben, der Tod eines Kindes, der lüsterne Griff eines Fremden. Dinge, die man nur einmal erlebt oder gar nie oder einmal in zehn Jahren. Dinge, von denen man einen Begriff hat und die man sofort als solche erkennt, obwohl das Denken jäh ausgeschaltet ist. Du wirst augenblicklich von den elementaren Affekten in Stücke zerrissen: Angst, Wut, Schmerz, Erstarrung, Flucht, Ekel, Kampf. Wie hätte Serenus sein Eindringen ankündigen sollen? War es ein Verbrechen, sich nach acht Jahren bemerkbar zu machen? Hätte er wissen und respektieren müssen, dass ich meine Erinnerungen an ihn in der unterirdischen Gruft zerschmelzen und verglühen lassen wollte? Eva ließ mich ohne Unterbrechung reden.

„Ruf mich sofort an, wenn noch eine Mail kommt“, befahl sie zum Abschied und fügte kichernd hinzu:

„Na ja. Bis heute Abend dann.“

Ich kannte sie gut genug und wusste, dass sie es ernst meinte.

Doch an diesem Abend ergab es sich, dass ein paar Kollegen von der Abteilung für Deutsche Sprachwissenschaft zusammen essen gingen und ich mich ihnen anschloss. Als ich nach Hause kam, hatte ich keine Lust auf eine unliebsame Überraschung und ging zu Bett, ohne den Mac einzuschalten. In dieser Nacht schlief ich gut und erwachte

früh. Mittwochs ging ich nicht zur Uni, sondern arbeitete zuhause. Im Bademantel machte ich mir Kaffee und setzte mich damit an den Schreibtisch. Ich wusste genau, was ich tun würde, falls meine Befürchtung zuträfe. Tatsächlich war gestern Abend eine zweite Mail von Serenus eingetroffen. Ungelesen leitete ich sie an Eva weiter, was mir ein gutes Gefühl gab.

Ich nahm mir den Aufsatz vor, der mich seit einigen Wochen beschäftigte. Er handelte vom Schweizerdeutschen im nationalen Fernsehen. In vielen Sendungen sprachen die Moderatoren ihren eigenen Dialekt mit den jeweiligen regionalen Eigenheiten. Gleichzeitig verwendeten sie hochdeutsche Ausdrücke, die sie in ihren Dialekt umformten. Von diesem unfreiwilligen „Wortsalat“ handelte mein Aufsatz, der im Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache erscheinen sollte. Daran arbeitete ich ein paar Stunden lang, konnte mich gut konzentrieren und kam schnell voran.

Um zehn Uhr holte ich mir einen frischen Kaffee aus der Küche und wählte Evas Nummer. Sie war nach einer halben Sekunde dran.

„Ich wollte dich in diesem Moment anrufen, ich hielt das Telefon schon in der Hand. Ich hab’s gelesen, und du?“, rief sie fröhlich.

„Nein. Sollte ich?“

„Ich kann es dir vorlesen. Heute bin ich dran.“

„Steht denn in der Mail überhaupt etwas von Bedeutung?“

„Nein“, antwortete Eva etwas zu schnell, als ob sie auf diese Frage gewartet hätte. Ich stöhnte.

„Ach Raya! Es ist doch nur ein Text!“

Sie redete um den heißen Brei herum. Sie spannte mich auf die Folter.

„Ich gebe auf. Was also steht nicht in der Mail?“

„Die Klinik ist eine Psychiatrie“, platzte sie heraus.

„Die Klinik ist eine Psychiatrie“, wiederholte ich lahm.
„Bist du sicher?“

„Ja. Ich nehme an, eine Suchtklinik. Serenus macht dort einen Entzug.“

Ich schwieg, weil mir dazu nichts einfiel.

„Willst du es hören oder nicht?“

„Okay. Schieß los!“

Eva holte Luft und las – Wort für Wort – die Mail von gestern Abend:

Dienstag, 3. Juni 2014, 19:27

Liebe Raya,

gegenwärtig werde ich auf der Akutstation behandelt. Dies beinhaltet Untersuchungen, Medikamente und Überwachung. Die Behandlung hier dauert – je nach Komplikationen – 10 bis 20 Tage. In dieser Zeit sind an sieben Tagen pro Woche von 08:00 bis 22:00 Uhr Besuche möglich. Später, auf der Langzeitstation, sind Besuche nur am Wochenende möglich, weil ja die Wochentage mit Therapien vollgestopft sind.

Heute nach dem Frühstück gab es psychotherapeutische Visite, was bedeutet, dass außer dem Ärzteteam auch zwei Psychologinnen teilnahmen. Mit der jüngeren Psychologin hatte ich anschließend ein langes Einzelgespräch. Als ich nach dem Gespräch zur Untersuchung ging, war mein Blutdruck 190 zu 120. Die Pflegerin schickte mich wieder weg, ich solle eine halbe

Stunde später wiederkommen. Bei der zweiten Messung hatte ich dann tatsächlich nur noch 140 zu 90.

Einen schönen Abend wünscht Serenus.

Ich ließ mir das Gehörte durch den Kopf gehen, während Eva geduldig wartete. Es musste die Sache mit dem hohen Blutdruck sein, die sie auf die Idee mit dem Entzug gebracht hatte. Mir fiel weiter nichts ein, worauf ich neugierig hätte sein können. Ob Eva in den beiden Mails noch andere Hinweise gefunden hatte? Sie schien sich dasselbe zu fragen, denn sie sagte:

„Ich weiß nicht, welche Sucht es sein könnte – Alkohol oder Pillen oder Drogen. Außerdem kommt jedes halbwegs zivilisierte Land in Frage. Solche Kliniken gibt es fast überall auf der Welt.“

„Nach meinem Gefühl ist diese nicht sehr weit entfernt.“

„Ist dein Gefühl nicht vielleicht ein wenig weit hergeholt?“

„Besuche von früh bis spät, aber nur während der nächsten Tage.“

„Doch selbst wenn. Du wüsstest ja nicht einmal, wo genau.“

„Will er, dass ich es ihm aus der Nase ziehe?“

„Naja. Du kennst ihn besser als ich.“

In diesem Moment ertönte der Dreiklang des Macs. Sogar Eva am anderen Ende der Leitung fuhr zusammen. Jedenfalls kam es mir so vor.

„Noch eine? Soll ich nachsehen?“, flüsterte ich.

„Fürchtest du dich?“

„Schon. Wenn ich dich nicht hätte, würde ich durchdrehen.“

„Lass es mich zuerst lesen.“

„Dich interessiert es ohnehin am meisten.“

„Okay. Lass dir Zeit.“

„Ich melde mich dann.“

Nur diese eine Zeile schrieb ich, bevor ich Eva die Nachricht weiterleitete.

„Es ist, wie es ist. Es lohnt sich nicht. Siehe selbst.“

Die Mail lautete:

Mittwoch, 4. Juni 2014, 10:04

Liebe Raya,

meine Mails treiben an der Oberfläche. Ich schreibe sie lediglich, um anzudeuten, auf welche Mission ich mich begeben habe. Auch die Akutstation treibt an der Oberfläche. Es geht nur darum, wie viel Blutdrucksenker, Schlafmittel und Tranquilizer wir brauchen oder ob wir ohne Medikamente durchkommen. Man weiß ja nie, ob man Schüttelfrost, Halluzinationen oder Krampfanfälle bekommt. Die Krankheit ist allgegenwärtig. Die Patienten reden von nichts anderem und auch das Personal redet von nichts anderem. Wir sind alle gefährlich dünnhäutig. Ich selber bin unausgeglichen und jede Lappalie bringt mich aus dem Gleichgewicht. In der Klinik fühle ich mich jedoch geschützt und aufgehoben. Ich wollte keine Sekunde lang woanders sein. In diesem Sinne,

Serenus



Am gleichen Abend nahm ich den Siebenuhrzug nach Zürich. Es war der Intercity vom Genfer Flughafen nach St. Gallen. Ich wusste aus Erfahrung, dass es um diese Zeit kaum Fahrgäste gab. Er machte nur den einen Stopp in Bern und umsteigen musste ich auch nicht. In der Businesszone hatte ich meine Ruhe, so dass ich die anderthalb Stunden nutzte, um mich auf die Konferenz am nächsten Tag vorzubereiten. Vom Zürcher Hauptbahnhof aus fuhr ich mit der Vierer-Tram bis „Kreuzstraße“. Zum Hotel Seergarten brauchte ich zu Fuß nur noch drei Minuten. Ich hatte „mein“ Zimmer im Dachgeschoss reserviert, das große mit dem ausladenden roten Orientteppich. Ich mochte die Küche des Restaurants *Latino* im Parterre. An diesem Juniabend saß ich draußen an der kaum befahrenen Straßenkreuzung und entspannte mich. Ich bestellte das geschmorte Stubenküken, das in der Schweiz „Mistkratzerlein“ genannt wird.

Ausnahmsweise war ich nicht die einzige Frau ohne Begleitung, denn nebenan beanspruchte eine ungefähr Gleichaltrige ebenfalls einen Tisch für sich alleine. Immer wieder beobachtete ich die schmale Rothaarige mit dem geraden Rücken und den knöchigen Schultern, die aussah, als sei sie aus einem von Dante Gabriel Rossetti gemalten Nymphenteich gestiegen. Sie hing ihren Gedanken nach und würdigte das nächtliche Zürich keines Blickes. Vielleicht hätte ich sie angesprochen, wenn sie zu mir herübergeschaut hätte. Als ich mit dem Essen fertig war, bezahlte ich und ging nach oben. Kurz vor Mitternacht lag ich im Bett und löschte das Licht.

Von Unbehagen erfüllt fuhr ich im Taxi zur psychiatrischen Universitätsklinik, denn die politischen Hintergründe dieser Konferenz verwirrten mich. Obwohl ich in der Schweiz studiert hatte und schon so lange hier arbeitete, verstand ich die Eidgenossen nicht. In diesem Staat gab es keinen Präsidenten und keinen Premierminister. Im Kabinett saßen die sieben Zwerge und kümmerten sich um all die Wichtelmänner, die zu Tausenden die Chefetagen der Bundesämter und Staatssekretariate bevölkerten.

Nur einer besaß Macht, viel Macht: der Innenminister. Er trug die Verantwortung für die Renten, für die Krankenversicherungen, für die medizinische Versorgung mit samt ihren Berufsgruppen, für Familien- und Geschlechterfragen. Auch für Behinderte und Tiere war er zuständig sowie für die Zulassung von Medikamenten und für die Wettervorhersage. Die kleineren Zacken seiner Krone bildeten das Bundesarchiv, die Nationalbibliothek, das Landesmuseum und die nationale Statistik. Nebenbei regierte er auch als Kulturminister.

Ein großes Geschäft plagte diesen Zwergenkönig, nämlich die *Agenda Gesundheit zwanzigzwanzig*. In Wirklichkeit plagte er den Staatssekretär für Gesundheitspolitik damit. Zur Agenda gehörte unter anderem die Errichtung des *Kompetenzzentrums für medizinische Geisteswissenschaften – Medical Humanities* auf Neudeutsch. Das Zentrum sollte Forschung darüber betreiben, wer die Patienten in den Kliniken und Praxen waren und was in ihnen vorging. Viel Geld floss in die Programme und in einem davon – *Sprache und Psychiatrie* – vertrat ich neuerdings unseren Lehr-

stuhl. Die Projektleitung oblag einer Direktorin im Staatssekretariat für Gesundheitspolitik.

Dieser Tag würde mir auf alle Zeit in Erinnerung bleiben. Aus unerfindlichen Gründen hatte ich eine falsche Uhrzeit in meinen Kalender eingetragen. Ich sei eine Stunde zu früh, sagte man mir am Empfang der psychiatrischen Universitätsklinik. Außer der Gastgeberin sei noch niemand da. Da ich auf die Direktorin neugierig war, begab ich mich zum Konferenzraum. Ich trat ein und war so verblüfft, dass mir die Aktentasche entglitt und zu Boden fiel. Die Frau erblickte mich und kam mir entgegen. Es war die Rothaarige vom Vorabend. Sie sah mich erstaunt an:

„Ich heiße Nobila Maniok. Ich habe Sie doch gestern im *Latino* gesehen. Haben Sie auch im Hotel Seegarten übernachtet? Wenn ich das gewusst hätte ...“

„Bist du für *Sprache und Psychiatrie* verantwortlich?“ Als ich bemerkte, dass ich sie geduzt hatte, war es mir peinlich und ich wollte mich entschuldigen. Aber Nobila lächelte. „Und wer bist du? Ich bin hier fertig, es ist alles eingerichtet. Gehen wir in die Cafeteria?“

Bei Milchkaffee und Croissants klärte ich sie über meine Stelle an der Abteilung für Deutsche Sprachwissenschaft auf. Dann fragte ich sie nach ihrem Namen und ihrer Herkunft.

„Das ist alles ein wenig kompliziert. Die Familie meines Vaters stammt ursprünglich aus Russland und lebt auf der Krim. Wenn ich Russin wäre, würde ich Nobila Maniokova heißen. Mein Vater kam über Havanna und Québec nach Europa. Wann und warum sein Name zu Maniok

verkürzt wurde, wollte er mir nie verraten. Es war sein Wunsch, dass ich Nobila heiße. Das ist Rumänisch und bedeutet „edel“ oder „adelig“. Ich kam in Aberdeen zur Welt und habe einen britischen Pass, denn meine Mutter ist Schottin. Von ihr habe ich die roten Haare. Sie steckte mich in ein privates Internat – *Gordonstoun* bei Elgin. Dort studierte ich Performing Arts, also Tanz und Theater, sowie moderne Sprachen mit Deutsch als Hauptfach.“

Ich wollte wissen, wie sie denn in die Schweiz gekommen sei.

„Ich hatte einen Bachelor of Education und arbeitete als Dozentin für Deutsch, bis mir jemand von der *Nottingham Trent University* erzählte, dass man in der Schweiz einen Master in Organisationskommunikation machen könne.“

Sie sah auf ihre Armbanduhr und bedeutete mir mit der Hand, dass sie die Unterhaltung beenden und zum Konferenzraum zurückgehen wollte.

Den restlichen Tag über hörte ich mir Vorträge und Diskussionen über die gehaltenen Vorträge an – vier vor und vier nach der Mittagspause.

Eine Literaturprofessorin hielt die erste Präsentation mit dem Titel „Versprachlichung von seelischem Leid“. Sie befasste sich mit der Metaphorik in Tagebüchern, die Frauen während ihres Klinikaufenthalts geschrieben hatten. Es war nicht beabsichtigt gewesen, eine geschlechtsspezifische Untersuchung durchzuführen. Das Team hatte bloß keine Werke von Männern auftreiben können. An dieser Stelle schweiften meine Gedanken zum ersten Mal ab, weil ich mir Serenus dabei vorzustellen versuchte, wie

er in seiner Suchtklinik Tagebuch führte. Doch worin bestand sein „seelisches Leid“? Plötzlich fühlte ich mich beobachtet und als ich den Kopf wandte, kreuzten sich meine Blicke mit denjenigen von Nobila.

Es folgte die Fallgeschichte einer Geschlechtsumwandlung von Frau zu Mann. Ein Professor für Sozialarbeit hatte hunderte von Beratungsgesprächen gefilmt und präsentierte uns eine Auswahl von Videoausschnitten. Zu Beginn war die Person siebzehn, am Ende des ganzen Prozesses dreißig Jahre alt. Es wurde gezeigt, dass sich gewisse sprachliche Merkmale über den ganzen Zeitraum wiederholten. Bei der jungen Frau standen sie jedoch nicht im Einklang mit ihrem Geschlecht. Nach der Umwandlung hingegen wirkten sie authentischer. Zur Hauptsache sprach die Person über ihre Behandlung so, als würde sie aus der Krankengeschichte von jemand anderem zitieren. Während sie sich in der Beamer-Projektion über die Prozeduren in den verschiedenen Kliniken ausließ, bekam ich Gänsehaut. Würde Serenus die gleichen Mails schreiben, wenn er eine Frau wäre? Waren seine Mails authentisch, aber eben auf spezifisch männliche Weise? Als ich zu Nobila hinübersah, fiel mir auf, dass sie sich eine Stola umgelegt hatte.

Als nächstes referierten zwei Professorinnen vom Institut für angewandte Linguistik über sprachliche, soziale und kulturelle Probleme in der Psychiatrie. Die Fallbeispiele handelten von Patienten mit albanischer und türkischer Muttersprache. Offensichtlich waren alle Beteiligten mit

der Verständigung überfordert, die Klinikangestellten nicht weniger als die Migranten, am meisten jedoch die Dolmetscher. Für Verwirrung sorgte allerdings nicht die Sprachbarriere, diese ließ sich überwinden, sondern die Einteilung der Fachkräfte in Aufgabenbereiche, Berufsgruppen und Hierarchiestufen. Im Dschungel der Anstalt konnten sich nur die Angestellten orientieren, für Patienten und Dolmetscher blieb er unzugänglich. Als die beiden Professorinnen die Diskussion eröffneten, meldete sich Nobila mit einer Frage:

„Wurden innerhalb der Organisationskommunikation nur Fremdsprachige untersucht? Was ist mit den landessprachigen Patienten? Müsste bei ihnen die Überforderung nicht noch schwerwiegendere Auswirkungen haben?“

Ich schien die einzige im Raum zu sein, die begriff, was Nobila unausgesprochen ließ.

„Weil einheimische Patienten glauben, sie benötigten keinen Dolmetscher?“, ergänzte ich mit erhobener Hand und dachte an Serenus und an das Kauderwelsch in seinen Mails.

Den Vortrag vor dem Lunch hielt Nobila selber. In ihrer Dissertation hatte sie sich mit delinquenten Insassen beziehungsweise mit der Sprache ihrer Betreuer befasst, in der sich das Beziehungsgefälle deutlich abbildete. Den Klienten gegenüber verbalisierten diese Angestellten laufend, sie selber seien ehrenhafter, glaubwürdiger, fleißiger, wohlhabender, gebildeter, wissender und so weiter. Gleichzeitig bedienten sie sich einer Ausdrucksweise, die für die Angesprochenen schwer verständlich war. Diese

Sprachasymmetrien vervielfachten sich sogar noch bei Patienten, die die Landessprache kaum oder überhaupt nicht beherrschten. Ich verstand vor allem eines: Nobila fühlte sich den Insassen verbunden, den Betreuern jedoch nicht.

Als ich den Konferenzraum verlassen wollte, gab mir Nobila ein Zeichen, ich solle ihr einen Stuhl freihalten. Beim Mittagessen saßen wir dann nebeneinander. Als Programmleiterin und Direktorin im Staatssekretariat musste sie sich ihren Gästen widmen. Aber zwischen den Gesprächen einigten wir uns darauf, eine weitere Übernachtung im Hotel Seegarten zu buchen und zusammen essen zu gehen. Ich hatte anderntags keine Verpflichtungen und eine Verabredung mit Nobila Maniok war mehr als ein gutes Alibi. Umgehend tätigte ich den Anruf für die Zimmerreservation. Ich freute mich auf den Abend.

Den Nachmittag eröffnete ein sterbenslangweiliger Vortrag mit dem Thema „Terminologie und Macht“. Mir fiel sogleich Fidel Castros Bonmot ein: „Ein Revolutionär geht nie in Pension“. Denn der Referent, Privatdozent am Institut für Wissenschaftskommunikation, sah so aus, wie ich mir einen unverbesserlichen Achtundsechziger der ersten Stunde vorstellte. Er gab einen Abriss von Sigmund Freud bis heute. Das Ganze lief daraus hinaus, dass die Öffentlichkeit rund zehn Jahre brauche, um eine neue Fachsprache zu verstehen. Deshalb wurde alle zehn Jahre eine neue Fachsprache erschaffen, weil die Psychiatrie gar nicht wollte, dass die Öffentlichkeit mitredete. Die Monotonie und meine Verdauung machten mich so schläfrig, dass ich

das Notebook aufklappte und meinen Mail-Account abrief. Die aktuellste Nachricht sprang mir förmlich in die Augen.

Donnerstag, 5. Juni 2014, 11:39

Liebe Raya,

so oder so, ich sitze auf einer Insel und auf einmal haben die tausend leeren Flaschen einen Sinn. Ich stecke Schnipsel mit Gekritzel hinein, schraube den Deckel zu und werfe sie ins Meer. Ich spiele Flaschenpost. Ich bin Absender und Adressat zugleich. So kommt die Post wenigstens an. Es ist meine Absicht, einen Briefwechsel mit mir selber zu führen. Aber ich lese meine Texte, wie wenn man eine Illustrierte durchblättert. Da schreibt man ja auch nicht jedes Mal gleich einen Leserbrief. Und die nächste Nummer erscheint ohnehin. Selbst wenn man sein Abo kündigt. Jedenfalls wird auch morgen die aktuelle Ausgabe weggeschwemmt.

Serenus

Ich schaltete das Notebook wieder aus, erhob mich und verließ den Raum. Draußen auf der Freitreppe ertappte ich eine Teilnehmerin beim Rauchen. Ich stellte mich neben sie und bat sie um eine Zigarette und um Feuer. Dass ich rauchte, kam höchstens zweimal im Jahr vor. Was war los mit mir? Ich fragte mich, ob es mich so sehr traf, dass Serenus alkoholabhängig geworden war und sich in einer Suchtklinik aufhielt. Aber das war es nicht. Vielmehr erschütterte es mich, ausgerechnet hier in der psychiatrischen Universitätsklinik von Zürich die Sprache von Patienten zu analysieren, die man auf eine Insel verbannt hat-

te. Denn jede psychiatrische Klinik, egal ob man sie von außen oder von innen betrachtete, stellte sich als Insel dar. Serenus diente die Insel offenbar als Postamt für „Schnipsel und Gekritzel“. Wenn diese Aufgabe ihn mit Sinn erfüllte, dann machte ich mich besser weiterhin auf tägliches Schwemmgut gefasst.

In diesem Augenblick erkannte ich, dass nichts, was auf dieser Konferenz besprochen wurde, mit mir und Serenus zu tun hatte. Ich war nicht hierhergekommen, um den Schlüssel zu ihm und seinen Nachrichten zu suchen. Jetzt war ich plötzlich sicher, dass es in den Mails gar nichts zu entschlüsseln gab und dass Serenus sie nicht schrieb, damit jemand sie dechiffrierte. Erleichtert kehrte ich zur Veranstaltung zurück.

Damals Mitte dreißig – 2006 bis 2013

Ich wollte so schnell wie möglich wieder nach Hause. Nach einer schlaflosen Nacht hatte ich Serenus zum Flughafen gebracht und in der Eile vergessen, mir etwas Warmes überzuziehen. Es war einer dieser Oktobertage, die für Deutschland so typisch sind. Zwar herrschte strahlender Sonnenschein, aber dennoch würde es den ganzen Tag kalt bleiben.

Ich durchquerte die Abflughalle und hielt auf die verglaste Flucht mit den Ausgängen zu. Die Schiebetüren glitten zur Seite und ich trat ins Freie. Den Lärm um mich herum vernahm ich nicht, weder die Triebwerke der startenden Flugzeuge, noch die Räder der Trollies, die über den genoppten Hartgummiboden rumpelten, auch nicht die zuschlagenden Türen der Taxis. Menschen warteten oder strömten mir entgegen, doch ihre Stimmen hörte ich nicht. Ebenso wenig sah ich etwas. An der Gruppe bunt gekleideter Pakistani mit ihren zahlreichen Kindern und Koffern blickte ich vorbei. Die monströsen Busse, die mich in ihren Schatten tauchten, nahm ich nicht wahr. Obwohl mich die Sonne blendete, bemerkte ich nicht, dass der Regen inzwischen aufgehört und der steife Wind die Wolken auseinandergerissen hatte. Ich war viel zu leicht angezogen, doch ich ignorierte, dass ich vor Kälte zitterte. Ich fühlte sie nicht.

An diesem Montagmorgen Anfang Oktober empfand ich weder Schmerz noch Leere. Ich ahnte nichts von der Taubheit der Seele, die meine Liebe und alles Begehren lähmte. Die Frage, was jetzt und einst aus mir werden soll-

te, kam mir nicht in den Sinn. Ein eisiger Windstoß fuhr mir ins Gesicht. Mit beiden Armen umklammerte ich meine Tasche und schützte damit meine Brüste. Die Schultern hochgezogen und den Kopf gesenkt rannte ich über den Parkplatz zurück zu meinem Wagen. Die Sonne fiel direkt auf die Frontscheibe, so dass mich drinnen ein wenig Wärme erwartete. Hastig öffnete ich die Tür, ließ mich in den Sitz gleiten und zog sie wieder zu. Ich legte die Arme auf das Lenkrad, bettete meine Stirn darauf, schloss die Augen und wartete. Endlich ließ das Pochen in meinen Schläfen nach. Dieser schreckliche Flughafen erregte meine Abscheu. Noch heftiger graute mir jedoch vor unserer Wohnung, zu der ich alleine zurückkehren würde. Es war nicht zu vermeiden und ich konnte es nicht hinauszögern. Ich ließ das Seitenfenster hinunter, atmete tief durch und startete den Motor.

Als ich vor unserem Haus aus dem Wagen stieg, stieß ich beinahe mit der Postbotin zusammen. Fröhlich begrüßte sie mich, legte aber sogleich die Stirn in Falten.

„Herr Mann lässt seine Post umleiten. Letzte Woche stellte er den Nachsendeantrag“, sagte sie und strich sich ein paar Strähnen aus dem Gesicht. Ohne meinem Blick auszuweichen, fügte sie hinzu: „Und einen Antrag auf Umzugsmitteilung an die Absender.“ Sie hatte keine Frage gestellt und ich tat so, als bemerkte ich ihre Neugier nicht.

„Herr Mann bleibt wohl für längere Zeit in Madrid“, mutmaßte die Postbotin.

Ich schenkte ihr ein Lächeln und sagte: „Ich auch. Mir bleiben noch drei Monate, um hier alles zu regeln. Ende des Jahres bin ich weg.“

„Ach so.“ Ihr Interesse schien verfliegen.

„Haben Sie etwas für mich dabei?“, fragte ich.

Die Postbotin kramte in ihrem Packen und überreichte mir die Drucksachen und einen an mich adressierten Brief. Er war groß und dick. Ich bedankte mich, schloss die Haustür auf und stieg die Treppe hinauf.

Ich betrat die Wohnung. Ohne mich umzusehen, ging ich durch die Diele und betrat die Küche. Ich sah auf die Uhr. *Ready for take off*, flüsterte ich. Es war – jedenfalls nach Flugplan – die exakte Abflugzeit. An der Espressomaschine leuchtete das rote Lämpchen. Wir hatten die Wohnung heute früh verlassen, ohne sie abzustellen. Ich drehte den Schalter auf Ristretto und füllte eine Tasse mit mehreren Portionen davon. Letzte Nacht hatte ich nicht geschlafen und jetzt konnte ich kaum noch die Augen offenhalten. Mit einem Filettiermesser schlitzte ich den Umschlag auf und trug ihn zusammen mit dem Kaffee ins Gästezimmer. Als ich mich auszog, beschloss ich, mich für die verbleibenden drei Monate hier einzurichten. Ich würde mich nie wieder in das Doppelbett im gemeinsamen Schlafzimmer legen. Nachdem ich das Gästebett aufgeschlagen hatte, zog ich die Papiere aus dem Umschlag. Die Beilagen legte ich auf den Nachttisch, das Begleitschreiben behielt ich in der Hand. Ich schlüpfte unter die Decke und zog sie bis zum Kinn hoch. Der Brief war kurz.

*Sehr geehrte Frau Mann,
das Kuratorium hat alle Kandidaturen geprüft und seine
Wahl getroffen. Hiermit teilen wir Ihnen mit, dass der Ruf für
die neu geschaffene Assistenzprofessur an Ihre Person ergeht.
Dies wurde Ihnen vom Dekan unserer Fakultät bereits per Tele-
fonat vom 19.09.2006 mitgeteilt. Wie vereinbart werden Sie die
Stelle zum 01.01.2007 antreten. Ihre Lehrtätigkeit wird zu-
sammen mit dem Sommersemester am 19.02.2007 beginnen. In
der beiliegenden Dokumentation finden Sie alle Informationen
über die Abteilung für Deutsche Sprachwissenschaft, insbeson-
dere über die aktuellen Themen und die laufenden Projekte in
Lehre und Forschung. Gerne nehmen wir Ihre Anregungen und
Fragen zu allen Belangen entgegen.*

*Liebe Raya, dass Du den Ruf bekommen hast, bereitet uns
allen eine große Freude. Wir werden uns mit Dir zusammen
noch drei Monate lang in Geduld üben – im Wissen darum,
dass Du die Zeit nutzen und Dich gut vorbereiten wirst. Indes-
sen lass Dir gesagt sein, dass Du diese große Sache mit Gelas-
senheit und Zuversicht angehen solltest.*

Mit unseren besten Grüßen und unseren Glückwünschen

Der Dekan der Fakultät und die Ordinaria am Lehrstuhl, dem meine Assistenzprofessur unterstellt war, hatten den Brief unterzeichnet. Während ich ihn immer wieder las, als wollte ich ihn auswendig lernen, fielen mir die Augen zu und ich schlief ein.

Herzklopfen, verursacht durch den mehrfachen Ristretto, weckte mich nach ungefähr zwei Stunden. Mein Kopf lag auf dem einen Oberarm und dieser auf dem Berufungsschreiben. Ich hatte es im Schlaf arg zerknittert.

Nachdem ich es weggelegt hatte, drehte ich mich auf die andere Seite und hing, mit offenen Augen, meinen Gedanken nach.

Seltsam, dass ich mich in diesem Moment an die Beerdigung meiner Mutter erinnerte. Warum fiel mir gerade jetzt dieses Ereignis ein? Das verstand ich nicht, zumal ich mich so leer und taub fühlte. Aber tatsächlich kam mir jener Tag vor sechs Jahren in den Sinn. Es war, als blätterte ich einen Stapel von halb verblichenen Polaroids durch, die jemand auf der Beerdigung geschossen hatte.

Meine Mutter starb anfangs Juni 2000, zu Beginn der Schafskälte. Die Temperaturen fielen auf fünf Grad Celsius. Tagelang blieb der Himmel von finsternen Wolken verhangen und es regnete ohne Unterlass. Die Abdankungskapelle wurde in dieser Jahreszeit nicht mehr geheizt. Ich saß in der vordersten Bank, hatte mir einen dicken Schal umgeschlungen und meine Ohrenschützer aufgesetzt. Ich fror und weinte fürchterlich. Hinter mir sah ich die Trauergäste, fest in ihre Mäntel gehüllt. Sie hatten sogar ihre Hüte aufbehalten. Neben mir saß mein Bruder, den wir den „Mittleren“ nannten und der von allen am meisten litt und mich ansah wie ein angeschossenes Tier. Er hielt meine Hand fest, aber das machte es nur noch schlimmer. Draußen vor der Kapelle blies ein heftiger Wind, der uns die Regenschirme aus den Händen riss. Der Geistliche haspelte hastig seine Liturgie herunter, während wir um das Grab herumstanden und schnell eine Handvoll Erde hineinwarfen.

Die Krankheit meiner Mutter war mit meinem letzten Jahr in der Schweiz zusammengefallen. Sie lag wochenlang im Sterben, während ich die Prüfungen für meinen Master ablegte, der damals noch Lizentiat hieß. Schließlich kam der Tag, an dem sie starb und ich nicht bei ihr war. Zwei Tage später ging ich zu den Feierlichkeiten in der Aula und nahm die Urkunde entgegen. Der Uni-Chor und das Hochschul-Orchester hatten Mozarts Spatenmesse, die *Missa Brevis* in C-Dur, einstudiert. Schon beim Kyrie brach ich in Tränen aus und als das *Agnus Dei* verklang, stürzte ich schluchzend aus der Aula, noch bevor der Applaus einsetzte. Am Tag danach nahm ich an der Beerdigung meiner Mutter teil.

Heute vor elf Jahren war ich als Zwanzigjährige in die Schweiz gezogen, um mein Studium anzutreten. Auch daran erinnerte ich mich jetzt. Ich hatte davon geträumt, nach meinem Abitur nach Frankreich zu gehen – nach Paris, Lyon oder nach Montpellier, denn ich wollte unbedingt noch Französisch lernen. Aber nachdem ich mich nach langem Hin und Her dann doch für Germanistik entschieden hatte, fand ich es irgendwie verfehlt, mich ausgerechnet in einem Land mit romanischer Sprache in die deutsche Sprachwissenschaft zu vertiefen. Aus einer Intuition heraus fiel meine Wahl auf die mehrsprachige Schweiz und in unbekümmerter Unwissenheit stellte ich mir vor, dass ich dort bestimmt eine bilinguale Hochschule finden würde. Vorlesungen und Seminare würden in beiden Sprachen abgehalten werden und im Alltag würde man teils Französisch, teils Deutsch sprechen. Für mich selber und gegenüber meinen Eltern und Freundinnen

nannte ich diese Idee *die goldene Mitte der Leidenschaften*, denn für mein Abitur hatte ich als Prüfungsstoff in Geschichte die griechische Antike gewählt und deshalb Aristoteles gelesen.

Nach einigem Suchen und Herumfragen fand ich die Stecknadel im Heuhaufen. Meine Überraschung darüber, dass ich genau auf der Grenze zwischen der deutschen und der französischen Schweiz die Kleinstadt mit insgesamt 40.000 Einwohnern entdeckte, hielt mehrere Tage an. Sie besaß eine katholische Universität, an der 6000 Frauen und 4000 Männer studierten. Und es dauerte eine ganze Weile, bis ich mich davon überzeugt hatte und es auch wirklich glaubte, dass die Uni ebenso vollkommen zweisprachig war wie das Städtchen selber. Es bestand zur Hauptsache aus der historisch gewachsenen Altstadt und einem schmalen Gürtel von Außenquartieren. Im Lexikon meines Vaters fand ich diese Beschreibung:

„Die Zähringer – schwäbische Grafen, die unter Kaiser Heinrich IV ihr Territorium bis ins Burgund und in die Schweiz ausweiteten – gründeten die Stadt im elften Jahrhundert. Doch schon hundert Jahre später verkauften sie sie den Grafen von Kyburg, einer Seitenlinie des Hauses Habsburg. Die Stadt liegt am Rand eines Plateaus über dem Fluss, der zahlreiche große und kleine Mäander einhundert Meter tief ins Gestein grub. Der Felsen neigt sich von der alles überragenden Kathedrale, dem Bischofspalast und dem Priesterseminar hinab zu den beiden Klöstern am gegenüberliegenden Flussufer.“

Dort oben lebte und studierte ich fünf Jahre lang, von 1995 bis 2000, um genau zu sein. Ich schloss das Studium ab und packte all meine Habe zusammen, während meine

Mutter im Koma lag. Pünktlich zu ihrer Beerdigung kehrte ich in meine deutsche Heimatstadt zurück.

Noch immer lag ich ins Plumeau gehüllt im Gästebett. Ich schloss die Augen und atmete einige Male tief ein und aus. Es reichte. Ich fand, ich hätte lange genug sinniert. Als ich mich aufrichtete und meine Füße auf den Bettvorleger setzte, fiel mein Blick auf die Anzeige des Weckers. Indem ich die routinierte Stimme einer Stewardess nachahmte, verkündete ich: „Willkommen in Madrid-Barajas. Bitte bleiben Sie angeschnallt sitzen, bis die Anzeigen erloschen und die Triebwerke abgeschaltet sind.“ In diesem Moment begriff ich den Zusammenhang. Liebe und Abschied. Heimat und Aufbruch. Friedhof und Flughafen.

Damals, als ich mit fünfundzwanzig meine Mutter verlor, verließ ich – wie ich glaubte – für alle Zeit das Städtchen auf dem Felsen über dem Fluss und fragte mich alsbald, ob ich heimatlos oder eine Art Doppelbürgerin geworden war. Und heute, mit einunddreißig, hatte ich – unwiederbringlich, dessen war ich sicher – die eine wahre Liebe meines Lebens aufgegeben. Wir hatten um dieses Ende gerungen, so wie wir um den Wahnsinn unserer Liebe gerungen hatten. Serenus hatte sich von mir nichts Anderes gewünscht als ein Baby. Er wollte um jeden Preis mit mir nach Madrid verschwinden, mich schwängern, mit mir in Spanien leben und dort unser erstes Kind aufziehen – und vielleicht ein zweites. Davor hatte ich Angst, eine Angst, die immer mehr von mir Besitz ergriff und mich mit sich riss wie ein wildes Wasser.

Kurz bevor ich aufgab und mich allmählich vom Strudel in den Abgrund ziehen ließ, wurde mir der Rettungsring zugeworfen. Meine erste Universität bot mir ein neues Leben an: ein Anruf aus der Schweiz, gefolgt von meiner Bewerbung, dem Auswahlverfahren und schließlich meiner Berufung. Serenus begleitete und unterstützte mich, denn er wusste, dass es das Beste für mich, wenn nicht sogar die einzige Chance wäre, um mein Bewusstsein und meine Sicherheit zurück zu gewinnen. So würde ich, nachdem ich ihn heute zum Flughafen gebracht hatte, bald in meine zweite Heimat zurückkehren. Innerlich hatte ich mich bereits auf den Weg gemacht.

„Sei hart! Blick nicht zurück! Schau nach vorne!“, flüsterte ich, erhob mich vom Bett und begab mich ins Gästebadezimmer.

Während der nun folgenden acht Jahre in der Schweiz dachte ich nicht an Serenus. Ich glaube, ich träumte nicht einmal von ihm. Es fiel mir kein einziges Mal auf, dass er aus meiner Erinnerung gelöscht war. Es gab keinen Tag, an dem ich Erleichterung darüber verspürt hätte, dass das Schlimmste ausgestanden war. Auch meine Arbeit an der Uni empfand ich nicht nur als willkommene Ablenkung und schon gar nicht als überlebensnotwendig. Tatsächlich füllte mich meine neue Tätigkeit vollkommen aus. Die Gegenwart stellte ich zu hundert Prozent in den Dienst meiner Zukunft als Wissenschaftlerin und Hochschuldozentin. Im Hinblick auf meine Laufbahn befand ich mich am Anfang des wichtigsten Abschnittes. Ich war ein Insekt im Larvenstadium. Spätestens mit Vierzig musste ich mich in

eine flugfähige Libelle verwandelt haben. Bis dahin galt es zu schwimmen, zu jagen und zu wachsen. Irgendwann würde ich aus dem Wasser empor klettern, Atem schöpfen und ausruhen, während Sonne und Wind meine Flügel trockneten.

Bereits unmittelbar nachdem mich der Dekan angerufen und mir mitgeteilt hatte, dass die Fakultät mich als Assistenzprofessorin anstellen wollte, und in derselben Sekunde, als ich den Hörer wieder auflegte, hatte ich die Eingebung. Plötzlich ergriff mich die Sehnsucht, ganz für mich alleine in einem großen Haus zu leben. Ich selber konnte mir kein Wohneigentum leisten, aber unsere Erben-gemeinschaft war dazu in der Lage. Sie wäre die Eigentümerin. Das Haus würde nicht mir gehören, aber wenn ich es in Stand hielt und die Zinsen bezahlte, durfte ich es bewohnen und verwalten.

Wenige Tage, nachdem Serenus nach Madrid abgeflogen war, reiste ich also in die Schweiz, wo ich Immobilien besichtigte. Vier Wochen später war der Kauf besiegelt und ins Grundbuch eingetragen. Dazwischen blieb mir Zeit, mich einige Male mit den Leuten von der Abteilung für Deutsche Sprachwissenschaft zu treffen, mir ein Bild von meinem neuen Fachgebiet und mich mit der wissenschaftlichen Literatur vertraut zu machen. Nebenbei beschäftigte ich mich mit Einrichtungsplänen.

Mein Haus stand im Niemandsland zwischen dem Stadtrand und den ersten Häusern der nächstgelegenen Ortschaft. Es erhob sich, versteckt in einer Waldlichtung, über dem Ufer eines Baches, der *Glâne* hieß. Ich erfuhr, dass es vor hundert Jahren von einem wohlhabenden kin-

derlosen Ehepaar gebaut und später von einer alleinstehenden Musikerin bewohnt worden war. Böden und Treppen, Türen und Schränke bestanden aus Kirschbaum und Ahorn. In den Doppelfenstern befanden sich noch die alten Scheiben und im Inneren gab es viel buntes Wellenglas von anno dazumal. Küche und Bäder waren mit blassrosa Platten aus schwedischem Feldspat gekachelt. Ich brauchte nur einen Malermeister und einen Küchenbauer, alles andere ließ ich, wie es war.

Ich fuhr zurück und machte mich an den Umzug und die Bücher, die ich mir aus der Bibliothek geliehen hatte. Ich las und packte, las und packte, las und packte, bis am Mittwoch nach Weihnachten der Möbelwagen vorfuhr. Während all der kurzen Tage und langen Nächten gab es in meinen Gedanken weder Raum für Zweifel und Reue noch für Schmerz und Sehnsucht. Niemand sah mir bei meinem Treiben zu. Beim Aufstehen und Schlafengehen, beim Lesen und Schreiben, beim Räumen und Putzen leistete mir niemand Gesellschaft. Vielleicht war die Wohnung von Abwesenheit erfüllt. Trotzdem fühlte ich mich nicht eine Sekunde lang einsam. Und als am nächsten Tag die Sonne unterging, die Möbelpacker sich verabschiedeten und in ihren Laster kletterten, bemerkte ich nicht, dass Serenus mit mir in mein neues Zuhause an der *Route de la Glâne* eingezogen war. Ein Geist, der sich nicht aus seinem Versteck rührte und der selber nicht wusste, wann seine Stunde käme, falls sie jemals käme.

Am Silvesterabend gaben die Angestellten der Abteilung für Deutsche Sprachwissenschaft ein Willkommensfest für mich. Die meisten waren mir irgendwann schon einmal

vorgestellt worden, aber nun lernte ich auch ihre Ehe- oder Lebenspartner kennen. Während der Party fiel es mir gar nicht auf, sondern erst am anderen Tag, als ich versuchte, mich an alle Gesichter zu erinnern. Unter lauter Paaren war ich die einzige Person ohne Begleitung gewesen.



Ein neues Leben anzufangen ging schneller und einfacher, als ich erwartet hatte. Das Absterben des vorherigen Lebens hingegen setzte erst nach einiger Zeit und überaus zögerlich ein. Genau genommen lebte es weiter und alterte bloß dahin, wie ein mächtiger kranker Baum, der immer wieder austreibt und sich nicht um den Sturm schert, der ihm jeweils im Herbst einen weiteren Zacken seiner Krone raubt. Es waren die massigsten Äste, die abbrachen, die langjährigsten Freundschaften, die morsch wurden und zersplitterten. Dagegen wehrte ich mich und es dauerte lange, bis mich damit abfand.

Gastfreundschaft war mein Credo. Nicht zuletzt deswegen hatte ich das schmucke Jahrhundertwendehaus ausgesucht. Zwei Paare oder eine Familie mit Kindern konnte ich bequem darin unterbringen, ohne dass es eng wurde. Das Städtchen eignete sich zum Flanieren und Verweilen. Mit dem Auto war man schnell in Bern, Thun, Neuchâtel oder Montreux. Im Westen lag das Tiefland mit den drei Seen, im Süden die Hochebene von Greyerz, im Osten das Gebirge mit seinen Wanderwegen und Skipisten, im Nor-

den die Hügel, Täler und Flüsse. Die Vergangenheit war allgegenwärtig: Römer und Ritter, Reformation und Renaissance, Religionskriege und Revolutionen, Romantik und Realismus.

Der halben Welt schrieb ich Mails mit Fotos vom Haus, vom Städtchen und von meinen Ausflügen in alle vier Himmelsrichtungen. Jeden, den ich irgendwie kannte, lud ich ein. Fast alle kamen auch und besuchten mich, einige für ein Wochenende oder über die Feiertage, andere für eine Woche oder länger. Während der drei Jahre beherbergte ich Gäste, als führte ich eine kleine Pension. Manche kamen zweimal oder dreimal. Als der Zustrom versiegte und es still wurde im Haus, wollte ich es lange Zeit nicht wahrhaben. Im Frühjahr 2010, als ich meine Habilitationsschrift fertig stellte und meinen 35. Geburtstag feierte, lud ich alle Menschen aus meinem alten Leben noch einmal ein. Aber die wichtigsten waren verhindert oder fanden eine gute Ausrede. Als die kleine Gästeschar in der Glasveranda beisammen war, stellte ich verblüfft fest, dass nur die Männer gekommen waren. Die „Mädels“ hatten mir einen Korb gegeben oder in letzter Minute abgesagt. Der kranke Baum meines alten Lebens hatte seine letzten Blüten getragen und setzte keine Früchte mehr an.

Von meiner Familie hatte mich niemand besucht. Ich war Waise und hatte mich seit Jahren nicht mehr um die Geschwister meiner Eltern gekümmert. Falls überhaupt noch Tanten oder Onkel lebten, dann wären sie fast so alt wie das Haus, in dem ich wohnte. Mein ältester Bruder, lebte inzwischen in Deutschland, in einem der neuen Bundesländer, wo er ein politisches Amt innehatte und

seine Prominenz auskostete. Wir waren jedoch nicht zusammen aufgewachsen, denn als ich geboren wurde, war er bereits ausgezogen. Wir hatten weder gemeinsame Erinnerungen noch aktuelle Berührungspunkte. Von meinem anderen Bruder, der immer als „der Mittlere“ bezeichnet wurde, wollte ich nichts mehr wissen und er ebenso wenig von mir. Es blieb mir immerhin meine Kusine Eva erhalten, die Lieblingsnichte meines Vaters. Wir waren gleichaltrig, langjährige Freundinnen und uns in den letzten Jahren noch nähergekommen. Sie hatte sich auf den ersten Blick in mein neues Haus und das Städtchen verliebt. Von da an kam Eva, wann immer sie sich freimachen konnte, zu mir in die Schweiz. Je älter wir wurden, desto enger wurde unsere Freundschaft.

In der Abteilung für Deutsche Sprachwissenschaft fand ich die Art und das Maß von Geborgenheit, die ich für mein inneres Gleichgewicht benötigte. Die Universität war in der ganzen Schweiz berühmt dafür, überschaubar und familiär zu sein. An keiner anderen Hochschule kamen so viele Lehrkräfte auf so wenige Studenten. Schon damals, als ich hier die Ausbildung machte und mich auf das Lizentiat vorbereitete, lernte ich das Engagement meiner Lehrer zu schätzen. Wir wurden nicht nur behutsam, sondern auch kompromisslos angetrieben, so dass sich unser Ehrgeiz mit demjenigen unserer Professoren verband. Die gegenseitige Wertschätzung war so groß, dass echte Bindungen zwischen ihnen und uns entstanden. Selbst nachdem ich die Uni verlassen hatte, wachte meine Ordinaria über meine weitere Laufbahn und überredete mich sechs

Jahre später dazu, mich an ihrem Lehrstuhl zu bewerben. Meine Assistenzprofessur stand nicht auf dem Sollstellenplan, sondern wurde mit Mitteln aus einem länderübergreifenden Förderprogramm der EU finanziert. Irgendwann wurde mir zugetragen, dass meine Berufung von Anfang an ein abgekartetes Spiel gewesen sei.

So klein sie auch war, so handelte es sich doch um eine richtige Universität mit allen traditionellen und modernen Fächern. Neben den Fakultäten für Theologie, Recht, Wirtschaft, Philosophie, Sprachen, Geschichte, Medizin und Naturwissenschaften existierten auch Studiengänge in Musik, Sportwissenschaft, Kommunikation, Sozialwissenschaften, Didaktik und Mehrsprachigkeit. Es gab mehr als ein Dutzend sprachliche Abteilungen, zwei davon für Germanistik, denn deutsche Literaturwissenschaft und deutsche Sprachwissenschaft waren streng voneinander getrennt. Letztere war eine der kleinsten Abteilungen an der ganzen Uni.

Ich selber unterrichtete die Studenten des dritten und vierten Semesters in *Grundlagen der linguistischen Forschung*. Mein Seminar gehörte zu den Pflichtveranstaltungen für Hauptfachstudenten, deren Zahl sich an zwei Händen abzählen ließ. Mit diesem intimen Grüppchen arbeitete ich an dem Projekt, mit dem ich mich habilitieren sollte. Meine Forschung befasste sich mit Kurznachrichten, also mit den über Mobiltelefone ausgetauschten SMS. Die Abteilung stellte meinen Studenten ein Handy zur Verfügung und zwar das begehrte iPhone, das Apple in jenem Jahr neu auf den Markt brachte. Die Geräte waren so programmiert, dass jedes versendete SMS auf unse-

rem Server abgespeichert wurde. Natürlich mussten die Teilnehmer eine Schweigepflichterklärung unterschreiben, denn das Seminar fand buchstäblich in ihrer Intimsphäre statt.

Das *i-Phone-Projekt*, wie es bald von allen genannt wurde, machte von sich reden. Es bekam einen elitären Nimbus und ich setzte meine ganze Autorität daran, meinen zehn Studenten einen gewissen Dünkel auszureden, vielmehr, ihn gar nicht erst aufkeimen zu lassen. Ich machte ihnen begreiflich, dass Ehrgeiz und Demut zwei Seiten derselben Medaille seien. Als ich den Teilnehmern so ins Gewissen redete, ahnte niemand von uns, dass sich die Bescheidenheit bald von selber einstellen würde. Denn unser *i-Phone-Projekt* erwies sich schon nach kurzer Zeit als tierische Plackerei. In den ersten zwei Semestern sammelten wir eine halbe Million SMS auf dem Server, sodass wir das Vorhaben von Grund auf neu überdenken mussten.

Die Uni gab mir fünf Jahre, um das Forschungsprojekt und meine Habilitation abzuschließen, denn die europäischen Fördermittel waren für diesen Zeitraum zugesprochen worden. Ich vergeudete viel zu viel Zeit, um dem Unterfangen eine Richtung zu geben und es in Fahrt zu bringen. Das Ganze war ehrlich gesagt ein paar Nummern zu groß für mich, zumal ich damals fast ununterbrochen Gäste zu Besuch hatte. Ich ging ja erst auf Mitte Dreißig zu, was aber mindestens ein Gutes hatte – nämlich meine schier unerschöpfliche Energie. Ohne diese Reserven hätte ich mich verausgabt. Als ich das i-Phone-Projekt pünktlich zum Ende des Jahres 2011 abschloss, musste ich mir ein-

gestehen, dass ich eine solche Ausdauer künftig nicht nochmals würde aufbringen können. Aber das würde bestimmt nie wieder notwendig sein.

Die Auswertung von ein bis zwei Millionen Handy-Nachrichten entsprach dem Bau eines gigantischen Elfenbeinturms. Weder die fleißigen Studenten noch die stauenden Kollegen fragten sich, auf welchen Gründen das ganze Konstrukt ruhte. Ein festeres Fundament war undenkbar. Mein Selbstbewusstsein als Wissenschaftlerin war erdbebensicher.

Das Grab meiner Liebe befand sich tief in der Erdkruste. Darüber lag das ganze Gewicht der Erdscheibe. Fortwährend drangen Erschütterungen an die Oberfläche und versetzten den Boden, auf dem ich stand, in Schwingungen. Ich hatte mich an sie gewöhnt und nahm sie nicht mehr wahr. Das intellektuelle Konstrukt aus versendeten und empfangenen SMS ragte wie ein Denkmal für meinen Sieg über Schmerz und Leere in den Himmel.

Indessen, ich dachte nicht darüber nach, ob ich als Mittdreißigerin das bestmögliche Leben lebte, mit meinen Erfolgen als Assistenzprofessorin und mit meinem Single-Dasein in dem großen Haus an der *Route de la Glâne*. Ferner dachte ich auch nicht darüber nach, ob mir etwas fehlte – ein Mann an meiner Seite, ein Säugling an meiner Brust, ein Leben in einem anderen Land.

Nur zweimal schreckte ich auf. Das erste Mal in der Runde meiner Studenten, als wir über einen SMS-Dialog aus dem i-Phone von Nicole, einer meiner Lieblingsstudentinnen, diskutierten. Magaly, ihre beste Freundin, lebte in Boston und studierte Ethnologie an der Harvard Uni-

versity. Beide waren mehrsprachig erzogen worden, tauschten sich aber auf deutsch aus. Nicole begann:

„ich denk nicht an dich“

„ich auch nicht“

„nicht denken“

„etwas anderes“

„nämlich?????“

Magaly reagierte jedoch nicht und Nicole fuhr selber fort:

„ich kann dich sooo gut riechen von usa bis hier. lol“

„transatlantische olfaktion?????“

„yep“

„glaub ich dir nicht“

Dazu ein Emoticon mit herausgestreckter Zunge und ein paar Minuten später die Aufforderung, Nicole solle ihr Beweise liefern:

„evidence!!!!!“

„du hast die mens. hmmm?????“

„go on!!!!!“

„hast die zähne noch nicht geputzt“

„drittens?????“

„du trinkst pulverkaffee“

„würg“

Magaly ließ offen, ob die Beweise zutrafen oder nicht. Vielleicht hatte sie tatsächlich ihre Periode, morgentlichen Mundgeruch und eine Tasse *Instant Coffee* vor sich. Nicole hörte dann auf zu schreiben. Im Seminar erklärte sie uns, dass sie an jenem Nachmittag eine Vorlesung hatte und sich auf den Weg machen musste. Als sie später ihr Handy gecheckt hatte, waren drei neue Nachrichten von Magaly

eingegangen und ein Emoticon mit zwei tanzenden Mädchen, die offensichtlich Zwillinge darstellten:

„wir haben EIN totem“

„du bist mein CLAN“

„hast du auch die maler im keller?????“

„yep, bin mit heinz, aber mega“, schloss Nicole.

Gemeint war die Monatsblutung. *Heinz* war die bekannte Ketchup-Marke.

Drei Dinge bestürzten mich damals: der intime Umgangston, die Metapher des Riechenkönnens und die Formel „ein Totem haben und ein Clan sein“. Meine Erinnerungen an verregnete Sonntage, die Serenus und ich im Bett verbracht hatten, unsere Neckereien und unsere Ausdünstungen, wenn wir zusammen Liebe gemacht und uns nach dem Orgasmus in den Armen gehalten hatten. Vor dem Frühstück holte Serenus manchmal zwei Gläser und eine Flasche *Ladyburn*, meinen Lieblingswhisky. Wenn wir beschwipst waren, plapperten wir über unseren Clan. Wir nannten uns den *Clan Destiny*, weil es unser Schicksal sei, ein Paar zu sein, und *Clan-Destin*, weil niemand von unserer heimlichen Heirat wusste. Wir liebten beide solche veralteten Wörter wie *klandestin*. Zu meinem dreißigsten Geburtstag hatte mir Serenus eine Fahrt den Mississippi hinunter geschenkt, mit dem Raddampfer von Memphis nach New Orleans. Von dort aus fuhren wir nach Valparaiso in Florida, wo wir uns trauen ließen. Unseren Honeymoon verbrachten wir auf der Halbinsel *Destin*. Daraus ergab sich der Name für unseren Clan.

Das zweite Mal schreckte mich Eva auf, als sie mich im Jahr 2008 oder 2009, genau weiß ich es nicht mehr, anrief. Über die Gerüchteküche unserer weitverzweigten Familie hatte sie von Serenus gehört. Es hieß, hinterbrachte mir Eva, er sei immer noch in Madrid und lebe zusammen mit einer Zwanzigjährigen, einer Prostituierten aus der Karibik, und deren kleiner Tochter. Ich unterbrach sie und nahm ihr das Versprechen ab, nie wieder etwas über ihn verlauten zu lassen.

Niemand – Serenus ausgenommen – hatte mich jemals als schöne Frau bezeichnet, schon gar nicht in meinen Dreißigern. Ich war einigermaßen groß und recht schlank: 172 Zentimeter und 63 Kilogramm. Ich hatte ziemlich lange Beine, die allerdings ein wenig krumm gewachsen waren, sodass ich nicht gern kurze Röcke trug. Meine Brüste waren winzig, denn schon nach meiner Menarche entwickelten sie sich nicht mehr weiter. Das Schönste an mir, fand ich, war mein Hintern. Dafür schämte ich mich für mein Bäuchlein, das ich auch mit Hungerkuren nicht wegbekam. Mein Kopf thronte auf einem zu langen und zu festen Hals. Mein Haar hatte keine richtige Farbe, es war weder dunkelblond noch braun. Dafür war es üppig und lang und reichte mir bis zu den Knien. Ich trug es immer noch zu einem dicken Zopf geflochten, der mir weit den Rücken hinunter hing. Leider hatten meine Augen einen merkwürdigen Schnitt, der mich immer traurig aussehen ließ und deren Form durch meine Weitsichtigkeit und meine Brille noch betont wurde. Dafür liebte ich ihre Iris – riesig und himmelblau mit einem Stich ins Grün-Grau.

Ich sah nichts an mir, was ich sexy gefunden hätte, außer vielleicht das Lächeln meines großen Mundes mit seinen geschwungenen Lippen. Am schlimmsten fand ich meinen Unterkiefer. Er war zu klein und mit einem deutlichen Doppelkinn versehen. Ich mochte weder meine Nase noch meine Ohren, denn sie wirkten zu groß für mein kleines Gesicht. Meine Haut nahm überhaupt keine Sonne an und wirkte besonders im Sommer immer kränklich. Dafür hatte ich noch kein einziges Fältchen – weder im Gesicht noch am Hals, nicht einmal an den Händen. Insgesamt sah ich fünf bis zehn Jahre jünger aus, worum mich fast alle anderen Frauen beneideten. Mich hingegen störte es, denn es kam mir so vor, als unterschied ich mich zu wenig von meinen Studentinnen.

Zu meiner wiederkehrenden Verwunderung standen nicht wenige Männer auf mich – jüngere ebenso wie ältere. Nur die Männer meines Alters übersahen mich, als trüge ich eine Tarnkappe, was mich kränkte und verunsicherte. Die Jüngeren ließen mich in Ruhe und verehrten mich eher aus der Ferne, aber die Älteren warben offensiv um mich. Ich wusste nicht, was ihnen an mir gefiel, und sie sagten es mir auch nicht. Ich nahm an, ich sei eben der Typ Frau, dem Männer keine Komplimente machten. In den fünf Jahren als Assistenzprofessorin bekam ich mehr Anträge als in allen anderen Lebensphasen zusammen. Ich versuchte alles, um meine innere Kälte zu verscheuchen. Ich bemühte mich darum, von einem Mann geküsst zu werden. Aber unter der Straßenlaterne vor dem angesagtesten Restaurant des Städtchens blieb mein jeweiliger Begleiter mit hängenden Armen und einem schiefen Lächeln.

cheln vor mir stehen und wusste nicht, ob er sich verabschieden oder mich nach Hause begleiten sollte.

So unbefriedigend sich auch mein Privat- und Gefühlsleben entwickelte, so erfolgreich war hingegen mein berufliches Fortkommen. Nach fünf Jahren schloss ich das *i-Phone-Projekt* und die Niederschrift meiner Thesen und Erkenntnisse ab. Im April 2012, wenige Tage nach meinem siebenunddreißigsten Geburtstag erhielt ich die Habilitation, den Titel einer Professorin und eine halbe Stelle als Privatdozentin an unserer Fakultät. Ein Jahr später veröffentlichte ich ein populäres Sachbuch: *Bin mit Heinz – aber mega. Die Sprache der SMS-Kurznachrichten*.

Am letzten Tag des Jahres 2013 nahm ich zum achten Mal an der traditionellen Silvester-Party der Abteilung für Deutsche Sprachwissenschaft teil. Wie immer war ich die einzige Frau ohne Begleitung. Kurz vor Mitternacht nahm mich die Ordinaria unseres Lehrstuhls beiseite und flüsterte:

„In einem Jahr bekommst du deine Professur.“

Ich brachte kein Wort heraus. Sie lächelte und deutete mit dem Kopf in die Richtung, wo sich ihr Kollege mit zwei Doktorassistentinnen unterhielt.

„Unser Kollege wird vorzeitig in den Ruhestand gehen. Und du wirst seine Nachfolgerin. Darüber herrscht Einstimmigkeit.“

„Die Professur für Plurizentrik?“, stieß ich atemlos hervor.

„Siehst du? So gehen Wünsche in Erfüllung – unsere und deine.“

„In einem Jahr? Das ist gut. Ihr könnt auf mich zählen.“
„Darauf müssen wir anstoßen!“

Nobila – Juni 2014

Was ist Sprache? Unwillkürlich fiel mir mein Beruf ein. Ich sah meine Studenten vor mir. Sie sitzen an ihren Tischen, äußern sich mit Logik und Leidenschaft, lauschen mit Zustimmung und Zweifel. Überall liegen Stifte und Notizen, Skripte und Marker. Jemand tippt etwas in sein Notebook. Wir sprechen und schreiben, wir hören und lesen. Sprache ist ein Wunder. Ein Text aus der Bibel kam mir in den Sinn:

„Und als der Tag kam, waren alle an einem Ort beieinander. Und es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Wind und erfüllte das ganze Haus. Es erschienen ihnen Flammen und setzten sich auf einen jeden von ihnen, und alle wurden sie erfüllt von dem Geist und fingen an zu predigen, wie der Geist es ihnen eingab. Als nun dieses Brausen geschah, kam die Menge zusammen und wurde bestürzt, denn ein jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden.“

Aber heute saß ich in dieser Konferenz über Sprache und Psychiatrie. Der nächste Vortrag handelte von Menschen, denen der Geist abhandengekommen war, nämlich von Sprachbehinderungen oder *Aphasien*. Ich war schon den ganzen Tag neugierig gewesen auf die beiden jungen Dozentinnen. Die ältere, Professorin für klinische Linguistik an der Schweizer Hochschule für Logopädie, hielt sich zurück, als sei sie nur als Gast der jüngeren mitgekommen. Diese, sie hatte einen *Master in Speech and Language Sciences*, hielt den Vortrag alleine.

Noch nie hatte ich darüber nachgedacht, dass es Kinder gab, die Sprache gar nicht oder nur unvollständig erwarben, und Erwachsene, die sie vollständig oder zu großen Teilen wieder verloren. Ihnen fehlte das Zusammenspiel von Phonetik, Semantik und Syntax, das für die Verständigung notwendig ist. Ich kannte keine solchen Menschen, denn unsere Fakultät kam nicht mit ihnen in Berührung. Die junge Forscherin spielte uns beklemmende Videos von Patienten vor, die vergeblich nach einem Alltagswort suchten, die ein bestimmtes Bruchstück endlos wiederholten oder die einfach plapperten, ohne dass ein Sinn zu erkennen war. Andere gaben unwirkliche Geschichten von sich und benutzten nichtexistierende Wörter.

Ich dachte an die verschrobenen Texte, die Serenus mir geschickt hatte. Dass sie mich verwirrten, lag jedoch weder an der Wortwahl noch am Satzbau. Semantik und Syntax waren korrekt:

„Auf einmal haben die tausend leeren Flaschen einen Sinn. Ich spiele Flaschenpost. Ich bin der Absender und der Adressat. Aber ich lese die Texte, wie man eine Illustrierte durchblättert. Und die nächste Nummer erscheint ohnehin. Jedenfalls wird auch morgen die aktuelle Ausgabe weggeschwemmt.“

In der Kaffeepause fragte ich die junge Wissenschaftlerin, ob auch bei psychischen Krankheiten ähnliche oder andere Sprachstörungen auftreten könnten. Doch sie wich mir aus und erklärte, dass sie sich auf Aphasien spezialisiert habe. Die Erforschung der psychotischen Sprache stecke ihres Wissens noch in den Kinderschuhen.

Beim zweitletzten Referenten war ich nicht bei der Sache. Der Redner war Psychiater und arbeitete im Qualitätsmanagement einer privaten Suchtklinik. Er hatte ein Online-Programm entwickelt, das seinen Usern helfen sollte, mit dem Trinken aufzuhören. Zerstreut kritzelte ich die Zahlen auf ein Blatt Papier. Insgesamt hatten sich rund 2000 Personen auf der Webseite angemeldet. Davon füllte die Hälfte den Suchtfragebogen aus und zirka ein Viertel den Fragebogen zur Veränderungsbereitschaft. Aber nur 100 Personen führten ein Suchttagebuch. Es waren meist allein-stehende Männer um die Fünfzig, die mindestens zwanzig „Portionen“ Alkohol pro Tag konsumierten. Das entsprach 10 Litern Bier oder einer Flasche Korn. Hundert geschiedene Männer, die ihre Lebenskrisen zu ertränken versuchten, überstiegen meine Vorstellungskraft. Dass nur zwanzig User das Programm zu Ende geführt hatten, erklärte der Psychiater damit, dass die Suchttagebücher weder gelesen noch beantwortet wurden. Jetzt arbeitete er an einem Zufallsgenerator, der den Teilnehmern automatisch Rückmeldungen und Zuspruch gab.

Obwohl unsere Konzentration ihren Tiefpunkt erreicht hatte, verließ niemand die Tagung vorzeitig. Wir alle hofften, dass uns die Direktorin der Akademie für Staatsanwälte wieder aufrütteln würde. Sie war Sprachpsychologin und Spezialistin für schriftliches und mündliches Beweismaterial. Sie blieb an ihrem Platz sitzen und sprach frei – ohne Folien und ohne Skript. Ihre Sätze waren druckreif. Später gab mir Nobila Maniok eine Aufnahme des Vor-

trags und ich hörte mir gewisse Passagen immer wieder an, zum Beispiel diese:

„Der anonyme Brief ist das sichtbare Zeichen einer Spur, die zu einer mutmaßlichen Täterschaft führt. Er hat eine äußere Erscheinung und eine innere Bedeutung. Der anonyme Brief verfolgt eine ihm eigene Absicht. Er versetzt den Adressaten in Unruhe und beschäftigt ihn mit der Frage, ob den Drohungen Untaten folgen werden. Da das Opfer den Täter nicht kennt, weiß es nicht, ob der anonyme Brief tatsächlich auf einem Vorsatz beruht und nicht auf einer Verwechslung, einem Schabernack, einem Bluff oder einer geistigen Verwirrung. Ob es sich um eine ernst gemeinte oder um eine leere Drohung handelt, können wir nicht am Text erkennen. Gefährliche Täter bedienen sich nicht zwangsläufig eines blutrünstigen Vokabulars. Dazu zwei Beispiele: ‚Ich weiß, was ich als guter Muslim zu tun habe‘ oder ‚Diese Stadt ist zu klein für uns beide‘.“

Nobila beendete die Tagung und verabschiedete die Teilnehmer. Sie war die Hauptperson gewesen. Sie zog ebenso die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf sich, wie sie jeden von uns mit ihrer Aufmerksamkeit bedachte. Zwischen Nobila und mir fand jedoch noch etwas Anderes statt. Regelmäßig warf sie mir vielsagende Blicke zu – belustigte, fragende oder genervte. Manchmal, wenn ich zu ihr hinsah, ruhten ihre Augen auf mir und dann blitzte ein Lächeln über ihr Gesicht, als teilten wir ein Geheimnis. Dabei waren wir bloß zum Abendessen verabredet. Sie hatte ein Lokal in der Nähe der psychiatrischen Universitätsklinik vorgeschlagen, das *Blaue Ente* hieß. Es war nur ein kurzer Spaziergang bis dorthin.

Natürlich unterhielten wir uns über die Vorträge und über die Menschen, die sie gehalten hatten. Ich gestand ihr, dass mich nur zwei der Vorträge wirklich interessiert hätten, nämlich der letzte über den anonymen Brief, am meisten jedoch ihr eigener. Nobila hatte über delinquente Insassen gesprochen, beziehungsweise darüber, wie sich die Ungleichheit zwischen ihnen und ihren Betreuern in der Sprache niederschlug. Sie lachte verlegen und sagte: „Du bist eine Schmeichlerin.“

Die *Blaue Ente* befand sich in einer ehemaligen Manufaktur aus dem vorletzten Jahrhundert: ein langes, schmales Areal, zwei alte Fabrikhallen aus Backstein, dazwischen eine Art Boulevard, überspannt mit bunten Sonnensegeln. Hier traf man sich nach Feierabend und wir mussten ein paar Minuten warten, bis ein Tisch frei wurde. Nobila bestellte eine Flasche Weißwein, einen Sauvignon Blanc von der Loire. Wir witzelten über die abgehobenen Wissenschaftler in ihren Elfenbeintürmen und stellten den Nutzen solcher Forschungsprojekte in Frage. Wozu sammelte man Psychiatrietagebücher? Welche Erkenntnisse ließen sich aus einer Geschlechtsumwandlung gewinnen? Konnte man den Dolmetschern helfen, sich in den Anstalten zurechtzufinden? Wen kümmerte es, dass neue Etiketten für den ewig gleichen Wahnsinn kreiert wurden? Was nützte es den Hirngeschädigten, wenn man ihr Gestammel filmte? Wie fühlte sich ein Alkoholiker, der im Cyberspace Hilfe suchte, wenn ihm niemand zuhörte oder antwortete? Es war, als müssten wir uns von einer Last befreien und unseren Beruf von uns werfen, um Ruhe und Muße zu finden.

Ich hatte bereits zwei Gläser Sancerre geleert und mich vollständig abgeregt.

Nobila studierte die Speisekarte und ich beobachtete sie dabei. Wie wohl eine solche Frau auf Männer wirkte? Ihre Erscheinung ließ mich an Märchenfiguren denken, an die goldspinnende Müllertochter, an die Prinzessin auf der Erbse, an Schneewittchen auf der Flucht in den tiefen Wald. Sie war so schmal und anmutig, so feingliedrig und hellhäutig. Sie zog alle Blicke auf sich und bemerkte es nicht einmal. Sie schien vor Energie und Ausdauer zu vibrieren und vermittelte gleichzeitig den Eindruck von Sensibilität und Fluchtbereitschaft. Sie erinnerte mich an einen Fuchs oder an ein junges Rennpferd. Nachdem sie beim Kellner Wolfsbarsch für zwei Personen bestellt hatte, sah sie mich lange schweigend an. Unvermittelt beugte sie sich zu mir und sagte:

„Mein Stalker. Er verfolgt mich seit diesem Winter. Ich weiß nicht mehr weiter.“

Nobila besuchte seit einem Jahr eine Tangoschule. Einer ihrer Tanzpartner hieß François, ein ernster, ruhiger Typ mit höflichen Umgangsformen. Er tanzte schon ein bisschen besser und war zudem einen halben Kopf grösser als die anderen Männer. Sie fand ihn sympathisch. Er drängte sich nie auf, sondern forderte sie meistens dann auf, wenn sie saß und wartete. Einmal, als sie zu spät kam und alle anderen schon zu tanzen angefangen hatten, entschuldigte sie sich bei ihm und erklärte ihm, dass ihr am Heilig-Kreuz-Platz die Straßenbahn vor der Nase weggefahren sei. „Ach so, du wohnst in Waldeck und kommst mit der

Linie zwei“, stellte er beiläufig fest. Von da an stand er Woche für Woche an der Haltestelle vor der Tanzschule, wenn sie ausstieg. Beim ersten Mal bedankte sie sich. Zwar fühlte sie sich überrumpelt, aber es entsprach durchaus ihrer Art, als sie zu François sagte:

„Ich mag altmodische Männer.“

Er erwiderte: „Ja, das mag ich auch an dir. Du erinnerst mich an Frauenbilder aus dem Jugendstil.“

Was er genau damit meinte, erriet sie nicht. Beim Tanzen trug sie lange Röcke und Schmuck von ihrer Großmutter. Sie hatte blasse Haut und langes rotes Haar. Für den Tango steckte sie ihren Schopf zu kunstvollen Frisuren auf und gab damit ihre kleinen Ohren frei.

Damals ahnte Nobila nicht, dass er sie auszuspionieren begann. Sie hatte einen speziellen Wochenrhythmus. Zweimal pro Woche kam sie abends recht spät nach Hause und an den darauffolgenden Vormittagen ging sie nicht ins Büro, sondern arbeitete im *Home-Office*. Zum Jahresende war François arbeitslos geworden und von da an passte er sie immer häufiger an allen möglichen Orten ab. Es begann mit einer Begegnung in dem kleinen türkischen Supermarkt in Waldeck, der bis 24 Uhr geöffnet hatte. An den beiden Abenden, wo sie spät nach Hause kam, kaufte sie dort auf dem Heimweg immer noch ein paar Kleinigkeiten ein, vor allem Obst und Gemüse, manchmal auch eine Scheibe *Helva*, das vor allem aus Sesam und Honig bestand. Da sie oft zu wenig aß, litt sie an Hypoglykämie und lechzte nicht nur nach Zucker, sondern ebenso nach Aminosäuren, Mineralien und Vitaminen.

Als sie kurz vor Mitternacht den Laden verließ, stieß sie beinahe mit François zusammen. Er entschuldigte sich, er habe ihr keinen Schrecken einjagen wollen. Eine Woche später sah sie ihn in der Mittagspause in der Nähe des Staatssekretariats für Gesundheit. Er saß auf einem Barhocker in einem gläsernen Schnellimbiss und starrte zum Eingang des Amtsgebäudes, als sie es verließ. Sie fragte sich, ob er bemerkte, dass sie ihn entdeckt hatte. Am Sonntag darauf ging sie beim Wasserturm oberhalb von Waldeck joggen. Auf einem verlassenem Holzweg kam ihr ein Mann entgegen, der zwei Hunde ausführte. Als sie in ihm François erkannte, blieb ihr fast das Herz stehen. Er winkte ihr zu und sagte etwas, das sie nicht verstand. Obwohl die Hunde ihr den Weg versperrten, rannte sie an ihm vorbei, ohne ihn anzusehen.

Nobila war froh, als die Weihnachtswoche begann und die Tangokurse für die kommenden drei Wochen ausfielen. Sie hätte François nicht in die Augen schauen können. Was hätte sie ihm sagen sollen? Es war ja im Grunde gar nichts vorgefallen. Aber kaum hatte sie das gedacht, änderte es sich. Denn von nun an näherte er sich ihr immer hartnäckiger. In der Nacht vor Heiligabend sprach er sie schließlich an und bat sie direkt darum, sie bis zur Haustür begleiten zu dürfen. Sie war in Eile, denn sie musste den Frühflug nach Edinburgh nehmen und noch ihren Koffer packen, denn sie verbrachte die Feiertage bei ihren Eltern in Schottland. Er ließ erst von ihr ab, als sie ihm sagte, er könne sie ja ein anderes Mal nach Hause begleiten. Von da an ging ihr der Zwischenfall nicht mehr aus

dem Sinn, denn François würde auf ihrer Zusage bestehen.

Auf dem Weg zur ersten Tangostunde im neuen Jahr überkam sie Herzrasen, und einen Moment lang zitterte sie am ganzen Körper. Kurzenschlossen blieb sie in der Straßenbahn sitzen, stieg an der nächsten Haltestelle aus und lief zur Tanzschule zurück. François fing sie am Eingang ab und verlangte eine Aussprache – und zwar noch am selben Abend, gleich nach dem Kurs auf ihrem Weg nach Hause. Er packte sie an beiden Oberarmen und flehte sie an, sie solle sich um Himmels Willen anhören, was er ihr zu sagen habe. Sie riss sich los und gelangte zur Damengarderobe. Sie hörte, wie die Lehrerin ihn zu sich rief und ihm erklärte, dass er heute mit Gisela tanzen würde, weil deren Partner verhindert sei. In der Pause wandte sich Nobila an François und sagte so laut, dass die ganze Klasse es mitbekam, sie habe nichts mit ihm zu besprechen. Er solle sie alleine nach Hause gehen lassen. Wenn er keine Ruhe gebe, käme sie nicht mehr zum Tango. Er zuckte nur mit den Schultern und verzog sein Gesicht zu einem mitleidigen Lächeln. Aber für den Rest des Abends hielt er Abstand von ihr.

Im Februar begannen die Schweigeanrufe, immer um Mitternacht, stets mit unterdrückter Nummer. Sie empfand es als Kriegserklärung, zumal niemand außer ihren Eltern wusste, dass sie einen Telefonanschluss besaß. Die Wohnung war vom Staatssekretariat für Gesundheit angemietet worden und die Festnetznummer nirgendwo eingetragen. Sie ging jetzt davon aus, dass François um ihr Haus schlich und wusste, dass sie vor Mitternacht die

Lichter ausmachte. Sie informierte ihre Eltern, dass sie nun nachts den Stecker ihres Telefons herausziehen würde.

Zum Innenministerium gehörte auch das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann. Trudi Baerlein, eine ehemalige Mitstudentin, leitete dort den Fachbereich für Häusliche Gewalt. Nobila und Trudi hatten ihre Büros im selben Trakt an der Schwarztorstraße. Ungefähr einmal im Monat trafen sie sich zum Lunch. Bei der nächsten Gelegenheit erzählte Nobila ihr von den Nachstellungen. Trudi schien alles über Stalking zu wissen. „Genau so fängt es an“, stieß sie entsetzt aus, „beständiges Auflauern zu jeder Tageszeit, Beobachten und Auskundschaften, Kontaktaufnehmen und Ansprechen gegen den ausdrücklichen Willen des Opfers. Ein Stalker lässt sich nicht verscheuchen. Weißt du eigentlich, was er von dir will?“

Sie hatte geglaubt, es könnte helfen, wenn sie mit François ein vernünftiges Gespräch führte, und ihn schließlich in ein Café begleitet. Dort beschwor er sie, sie solle jetzt endlich ihre wahren Gefühle zulassen. Sie dürfe nicht länger verleugnen, dass sie heftige Leidenschaft für ihn empfinde. Es sei ihm unverständlich, weshalb sie ihre Liebe zu ihm unterdrücke. Sie seien für einander geschaffen. Das könne doch die ganze Welt sehen. Dass sie zusammen hier bei Kaffee und Kuchen säßen, sei Beweis genug. Sie müsse auf der Stelle ihre Angst vor Männern ablegen, bevor es zu spät dafür sei. Er allein könne ihr dabei helfen. Sie habe gar keine andere Wahl. Nobila wollte widersprechen, aber es fiel ihr kein zusammenhängender Satz ein. Zudem fehlte ihr die Kraft, François zu unter-

brechen. Während er auf sie einredete, verdrückte er drei Stück Torte und als er ein viertes bestellte, stand sie auf und verließ das Café. „Genau das habe ich gemeint! Du fürchtest dich, weil ich der Mann deiner Träume bin!“, schrie er ihr hinterher.

An dieser Stelle stieß Trudi Baerlein einen teilnahmsvollen Seufzer aus. „Es passt alles zusammen. Bei Stalkern handelt es sich am häufigsten um verlassene Partner aus einer zerbrochenen Liebesbeziehung oder um abgewiesene Verehrer“, sagte sie. Als Nobila wissen wollte, was sie denn falsch gemacht habe, fragte Trudi zurück, ob sie die Polizei informiert habe. Stalker seien gefährlich, erklärte sie. Sie müsse damit rechnen, dass François über kurz oder lang Straftaten begehen würde. Drohung und Nötigung, Sachbeschädigung und Körperverletzung kämen bei Stalkern vielfach vor. Man müsse die Polizei rechtzeitig informieren. So könne sie sich für einen späteren Ernstfall schon ein Bild von Täter und Opfer machen. Wenn die Polizei dann eingreifen müsse, würden sie François anders behandeln – und Nobila auch. Gleich nach dem Lunch sollten sie zusammen zur Hauptwache gehen.

Die Polizei nahm die Sache tatsächlich ernst. Nobila konnte zwar keine Anzeige erstatten, denn François hatte noch nichts Verbotenes getan, aber er wurde dennoch vorgeladen und musste seine Aussage zu Protokoll geben. Ihr war die Angelegenheit peinlich. Dass sie fremde Hilfe benötigte und sich deswegen an die Staatsgewalt wenden musste, konnte sie nicht gut mit ihrem Selbstbild vereinbaren. In ihrem bisherigen Leben hatte sie alle Schwierigkeiten alleine gemeistert und aus eigener Kraft alles er-

reicht, was sie sich vorgenommen hatte. Je länger sie darüber nachdachte, umso mehr machte ihr das Gefühl der Hilflosigkeit zu schaffen. Hinzu kamen ihre Gewissensbisse François gegenüber. Sie zweifelte nicht daran, dass er ein Narr war, ein Fall für den Psychiater. Aber sie fragte sich, ob sie mit dem Gang zu Polizei nicht den falschen Weg eingeschlagen hatte. Wahrscheinlich trieb sie ihn damit nur zum Äußersten. Wenn er sie dafür büßen ließ, war es ihre eigene Schuld. François indessen fühlte sich geschmeichelt und gab ihr zu verstehen, dass er ihren Mut bewundere. Offensichtlich wolle sie ihre Angst vor ihm nun doch noch überwinden. Sie sei eben eine Frau, die nur mit Polizeischutz zu ihrem Glück finde. Er prahlte sogar damit, dass der Streifenwagen, der nun einmal die Woche vor und nach der Tanzstunde durch die Straße patrouillierte, ihm allein galt.

Anfangs Mai kam es zum Eklat. Inzwischen hatte es sich herumgesprochen, dass François dem Liebeswahn verfallen war. Die Tangolehrer und ihre Schüler hielten ihn unter ständiger Beobachtung, gleichzeitig bildeten sie eine lebende Mauer um Nobila herum. Trotz allen Vorkehrungen erwischte er sie, als sie mit einer anderen Tänzerin auf dem Vorplatz frische Luft schnappte. Die andere Frau lief in das Lokal zurück und schlug Alarm. Kurz darauf trat einer der anderen Tänzer heraus und wies François unmissverständlich in die Schranken. Dieser provozierte ein kleines Handgemenge, ein paar Fahrräder fielen um, ein Anwohner rief die Polizei und die Tanzschule erstattete Anzeige wegen Hausfriedensbruchs. Trudi Baerlein half Nobila, beim Zivilgericht einen Antrag auf Schutzmaß-

nahmen durchzusetzen. François bekam eine Annäherungs- und Kontaktsperre auferlegt, zudem erwirkte die Tanzschule ein richterliches Hausverbot. Das beeindruckte ihn jedoch kaum. Im Gegenteil, er fühlte sich bestärkt, sich noch inniger um sie zu kümmern. Denn seiner Ansicht nach hatte das Zivilgericht Partei für ihn ergriffen und die Maßnahmen nur verfügt, um ihn vor ihrer Gefühlskälte zu schützen.

Nobila hielt inne, denn unser Kellner stellte die Platte mit dem Wolfsbarsch hin und begann, den Fisch zu filetieren. Ich sah mich um und bemerkte, dass an den anderen Tischen die Speisen bereits aufgetragen und alle schon am Essen waren. Als der Kellner uns guten Appetit wünschte, bat ich ihn um eine zweite Flasche Wein. Während der Mahlzeit sprachen wir wenig. Allerdings erwähnte Nobila ihr Bedürfnis, wieder einmal richtig schlafen, sich auf die wichtigen Dinge konzentrieren und sich wieder frei bewegen zu können.

Ich dachte nach und wartete, bis die leeren Teller und die Platte mit den Gräten weggetragen wurden. Meine Gedanken nahmen allmählich die Züge eines realisierbaren Planes an. Ich füllte unsere Weingläser und sagte:

„Ich habe einen Vorschlag für Dich: Für die kommenden Wochen biete ich dir die Hälfte meines Hauses an, vielleicht auch länger, wir werden sehen. Für den Weg zu deiner Arbeit brauchst du höchstens eine halbe Stunde mit dem Auto, in der Hauptverkehrszeit natürlich mehr. Aber schlaf ruhig zuerst einmal darüber.“

Ich beschrieb ihr mein Haus und die ungenutzten Räume mit dem Gästebadezimmer in der oberen Etage. Zuerst sah mich Nobila an, als würde ich von einem UFO berichten, aber schnell erlangte sie ihre Fassung wieder.

„Wir müssen unbedingt versuchen, diesen Irren auszubremsen“, fuhr ich fort. „Wenn du mit dem Wagen von der *Route de la Glâne* direkt in euer Parkhaus fährst, wird er dir nicht so einfach auflauern können. Und falls er sich tatsächlich bei uns am Haus zeigt, werden wir ihm einen teuflischen Schrecken einjagen.“

„François besitzt kein Auto. Wenn er mich verfolgen will, muss er sich zuerst eines ausleihen“, warf Nobila ein. „Aber ich werde doch immer mal wieder in meine Wohnung zurückkehren müssen, wenn ich etwas brauche oder wegen der Post.“

„Dann musst du dich eben mit jemandem verabreden. Ganz auf dich gestellt, wirst du sowieso nicht damit fertig. Von mir zuhause bist du übrigens in einer Stunde in der City von Lausanne.“

Sie runzelte die Stirn und verzog den Mund. „Was soll ich in Lausanne?“

„Na ja. In Lausanne soll es eine der interessantesten Tangoszenen von ganz Europa geben. Zumindest habe ich das von meinen Studentinnen gehört.“



Nobila besuchte mich am Wochenende. Sie wollte sehen, wo sie den Sommer verbringen würde, falls sie das Angebot annahm. Das hatte sie auf der Rückfahrt von Zürich

nach Bern vorgeschlagen. Ich war erst eine Stunde auf, als sie an der Haustür klingelte, eine Tüte mit frischen Hörnchen in der Hand. Ich öffnete. Ihre Silhouette hob sich von den Schatten der Bäume ab, die das Haus vor der *Route de la Glâne* verbargen. Sie betrat die Diele, reichte mir die Tüte, nahm ihren Strohhut vom Kopf und umarmte mich. Dann sah sie sich mit freimütiger Neugier um.

Eine Stunde später, nach einem Rundgang durch das Haus und einem kleinen Frühstück, bei dem sie ihre Eindrücke von den Räumen und der Einrichtung schilderte, verstummte sie auf einmal und sah mich prüfend an. Ich war auf ihre Frage gefasst:

„Und was hast du davon, Raya?“

„Ich kann dir nichts Konkretes sagen. Wir kennen uns ja erst seit Donnerstag. Ich kann nicht einmal meine Erwartungen formulieren, denn dazu müsste ich mehr über dich wissen.“

„Für eine befristete Wohngemeinschaft haben wir genügend Berührungspunkte. Immerhin gehören wir zur gleichen Kategorie von Individuen.“

„Du hast Recht. Geschlecht, Generation, Bildung, Beruf, Familienstand und so weiter. In diesen Dingen unterscheiden wir uns kaum.“

„Was uns unterscheidet, ist der Grund, weshalb ich hier bin. Du bist die einzige Person, die mir ihre Hilfe anbietet. Ich brauche dich. Doch du brauchst mich nicht.“

Nobila stand auf, ging zum Fenster und blieb dort stehen, den Rücken zu mir gewandt. Es sah aus, als würde sie die Wiese und den Wald hinter dem Haus betrachten. Nach einer Weile fasste ich mir ein Herz:

„Setze dich wieder zu mir, ich möchte dir etwas erzählen. Nimmst Du auch noch einen Kaffee?“

Ich begann damit, wie ich mich vor acht Jahren für die Stelle als Assistenzprofessorin beworben hatte. Damals wünschte ich mir nichts sehnlicher, als an die Uni in der Schweiz zurückzukehren, wo ich studiert und meinen Master abgeschlossen hatte. Ich rechnete nicht damit, dass Serenus mitkommen würde. Im Gegenteil, diese Möglichkeit erschien bald immer unwahrscheinlicher. Ihm eröffneten sich stattdessen neue berufliche Perspektiven mit weitreichenden geographischen Folgen. Unsere Wege würden sich wieder trennen, nachdem wir drei Jahre lang als Mann und Frau zusammengelebt hatten. So kam es, dass ich Serenus zum Flughafen brachte, als er für immer, oder wenigstens auf unbestimmte Zeit, nach Madrid ging. Das war vor acht Jahren gewesen und seither hatte ich kein Lebenszeichen von ihm erhalten. Allerdings hatte auch ich jeglichen Kontakt mit ihm vermieden.

Ich beobachtete Nobila, während ich ihr unsere Geschichte erzählte. Sie schien keine Fragen zu haben. Schließlich sagte sie: „Ihr wart drei Jahre zusammen und danach hattet ihr acht Jahre keinen Kontakt. Ich glaube, diese Art Geschichte habe ich schon einige Male gehört.“

Ich verstand ihren Kommentar nicht sofort. Hatten andere Frauen dasselbe erlebt wie ich?

„Ich habe keine Erfahrungen mit anderen Männern. Serenus war mein erster und auch mein einziger Mann. Wir haben zweimal eine Beziehung geführt.“

Sie sah mich ratlos an. „Soll ich dir helfen, einen Mann für dich zu suchen?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Oder möchtest du Serenus wiederhaben?“ Diese Option schien ihr besser zu gefallen.

„Genau das möchte ich verhindern“, gab ich zurück.

„Wieso? Will er etwas von dir?“

„Ach Gott! Wenn ich das wüsste.“

„Du hast die Geschichte gar nicht zu Ende erzählt. Habe ich recht?“

„Vor acht Jahren am Flughafen, das war das Ende. Aber jetzt fängt eine andere Geschichte an, eine neue Geschichte. Diese Woche hat er mir vier Mails geschickt. Seit Montag habe ich jeden Tag eine Mail bekommen. Am Freitag kam nichts von ihm und seither habe ich nicht mehr nachgeschaut.“

„Auf einmal bekommst du Mails von ihm? Nach acht Jahren Funkstille? Sind es schöne Mails oder schlimme Mails?“

„Du meinst den Inhalt? Nein. Schlimm würde ich nicht sagen.“

„Aber schön sind sie auch nicht, habe ich recht? Denn sonst wäre ich jetzt nicht hier.“

Ich fragte mich, was sie damit meinte.

„Weil du mir dein Haus anbietest“, fügte sie hinzu.

Sie hatte recht. Ich wollte sie bei mir haben, falls die Geschichte mit den Mails weiterging. Vielleicht blieb es ja nicht bei den Mails. Wusste ich denn, was auf mich zukam? Vor ihrem Stalker hatte ich keine Angst. Ebenso würde Nobila keine Angst vor Serenus haben. Ich betrachtete sie, ihre breiten Schultern, ihren aufrechten, schmalen Hals und ihr Kinn, das sie nun stolz in die Höhe hob.

„Soll ich dir mit Serenus helfen, dafür, dass du mir mit François hilfst?“

„Ja. Bitte.“

Sie setzte sich auf ihrem Stuhl zurecht. Wie eine Katze streckte sie ihren Rücken, gähnte ausgiebig und gab ein kehliges Schnurren von sich. Plötzlich lachte sie laut auf. Sie konnte nicht an sich halten. Sie lachte ohne Zurückhaltung. Sie schüttete sich aus. Sie riss mich mit, ob ich wollte oder nicht. Wir lachten zusammen, hemmungslos, bis uns beiden die Tränen über die Wangen liefen. Als wir uns nach einer Weile wieder beruhigt hatten, sagte Nobila:

„Morgen ist Pfingstmontag. Kannst du mir helfen, meine Sachen hierher zu bringen? Hast du Zeit?“

Auf dem Rückweg von ihrer Wohnung verließen wir die Autobahn bei *Matran*. Nobila wies mich an, auf offener Landstraße am Straßenrand anzuhalten. Sie beobachtete die vorbeifahrenden Autos. Wir schwiegen. Schließlich schüttelte sie den Kopf und ich fuhr weiter. Sie sah zu mir herüber und lächelte. „Das war eine gute Idee“, sagte ich und lächelte zurück.

Nach dem Abendessen ging Nobila nach oben, um sich in den beiden Zimmern, die sie ausgewählt hatte, einzurichten. Ich war mit Aufräumen fertig und setzte mich eben an meinen Schreibtisch, als sie herunterkam, einen Stuhl vom Esstisch mitbrachte und sich neben mich setzte.

„Hast du neue Mails bekommen?“

„Das werden wir gleich sehen“, antwortete ich und drückte den Startknopf des Mac. Während wir warteten, sagte Nobila:

„Ich bin so froh, dass ich hier sein kann und vor allem bin ich froh, dass ich jetzt zwei Gründe habe, um hier zu sein.“

„Mir tut es auch gut, dass du hier bist. Ich glaube, dass du hier vor François sicher bist. Jetzt bist du auch wieder selbstsicher, ganz anders als gestern.“

„Weißt du, es war das Lachen. Als ich nach dem Frühstück diesen Lachkrampf bekam, und als du dann auch Tränen gelacht hast, da wusste ich, dass wir das hinkriegen werden, wir zwei zusammen.“

„Du musstest lachen, nachdem du mich gefragt hattest, ob du mir mit Serenus helfen sollst, während ich dir mit François helfe.“

„Genau. Ich dachte an die beiden Typen und da fiel mir ein russisches Sprichwort ein. Mein Vater sagte immer: *Der Wolf hat keine Angst, wenn das Schaf furzt*. Da habe ich mir Serenus und François als furzende Schafsböcke vorgestellt. Deswegen musste ich so lachen.“

Jetzt erschien der Posteingang auf dem Bildschirm. Wir sahen sofort, dass eine neue Mail von Serenus darin lag. Ich öffnete sie und wir lasen:

Montag, 9. Juni 2014, 15:06

Liebe Raya,

dass meine Nerven in Fahrt gebracht werden müssen, ist trivial. Dass sie auch abgebremst werden müssen, ist neu für mich. Ich weiß jetzt, dass mein Körper nicht nur erregende,

sondern auch beruhigende Substanzen produziert, und dass die Pharmaindustrie sogar synthetische Wirkstoffe dafür entwickelt. Die Firma DICIUS ist führend bei den Medikamenten, die Erregung abbauen. DONORAMATIN drosselt das Nervensystem, indem es diese vier Enzyme daraus entfernt: das Antriebs-hormon Dopamin, das Stresshormon Noradrenalin, das Leistungshormon Glutamat und das Schmerz-hormon P-Tachykinin. DONORAMATIN wurde als Mittel gegen Epilepsie, Parkinson, Neuropathie usw. entwickelt. Aber die Wissenschaftler von DICIUS glauben, dass es vor allem auch die Emotionen reguliert. Allerdings ist es dafür gar nicht zugelassen. Am Dienstag habe ich mit 0,2 Milligramm angefangen. Jeden zweiten Tag steigere ich die Dosis und werde in ein paar Tagen das Maximum erreichen.

Grüße von Serenus

PS1: Am Wochenende schrieb ich keine Mails, weil ich für ein paar von uns ein Grillfest veranstaltete. Es war meine erste alkoholfreie Party.

PS2: Zudem bin gestern vom Mars zum Pluto umgezogen. Ich habe von beiden ein Foto mitgeschickt.

Ich scrollte weiter. Nun befanden wir uns in der Eingangszone eines Gebäudes. Wir schauten durch eine Wand aus Glas in die Lobby, weit und weiß, im Hintergrund zwei Personen in Berufskleidung. Auf dem Glas, im Vordergrund des Ausschnittes, waren vier Großbuchstaben angebracht. Laut sprachen Nobila und ich in derselben Sekunde den Namen des Gebäudes aus: MARS.

Dann standen wir vor einer Hauswand mit einer Tür. Beide hatten die gleiche fahlbraune Farbe. Auf einer Platte

aus Stein oder Keramik lasen wir: PLUTO. Im Vordergrund, leicht unscharf und mit abgeschnittenen Füßen, sahen wir eine Frau. Sie war jung, schmal und blass. Sie trug eine Hornbrille und hatte langes, glattes braunes Haar. Eine leichte, helle Stola verhüllte ihre Schultern.

Nobila reagierte erschrocken: „Großer Gott! Ich kenne diese Frau! Das ist Agnes! Das muss eine Klinik sein.“

Nobila berichtete. Die junge Frau auf dem Foto hatte nach ihrem Jurastudium eine Stelle im Staatssekretariat für Gesundheit bekommen. Sie war von einer Angestellten empfohlen worden, deren Vorgesetzte Nobila war. Diese Angestellte und Agnes seien Verwandte oder ihre Familien seien eng befreundet, hieß es. Bevor die ersten drei Monate um waren, erlitt Agnes einen Zusammenbruch und kehrte nicht mehr zur Arbeit zurück. Man sprach darüber, dass sie sich habe umbringen wollen und dass sie in die Psychiatrie eingewiesen worden sei.

„Ich könnte meine Mitarbeiterin fragen, wo sich Agnes zurzeit aufhält“, sagte Nobila. „Falls Du wissen willst, wo dein Ex jetzt ist. Und noch etwas: Dieses Medikament, *Donoramatin*, und diese Firma, *Dicius*, davon habe ich, glaube ich, schon einmal gehört. Bei uns arbeitet ein Pharmakologe, der vorher bei *Swissmedic* war, beim Schweizerischen Heilmittelinstitut. *Swissmedic* erteilt die Zulassungen für neue Medikamente. Ich meine, Rolf hat beide Namen mal in einer Kaffeepause erwähnt.“

Ich dachte kurz nach und antwortete schließlich: „Ich weiß, dass sich Serenus in einer Klinik aufhält. Aber nicht in welcher. Ich bin nicht sicher, ob ich das überhaupt wis-

sen will. Und die andere Sache, dieses Drogenexperiment, ist mir nicht geheuer. Das gebe ich zu.“

Nobila hörte mir aufmerksam zu. Ihre Mine zeigte Anteilnahme und Zustimmung. Als ich nicht mehr weiter sprach, fragte sie: „Magst Du mir auch die anderen Mails zeigen?“

Inhalt

Vorwort der Autorin	5
Eva – Juni 2014	7
Damals Mitte dreißig – 2006 bis 2013	28
Nobila – Juni 2014	51
Damals als seine Frau – 2003 bis 2006	73
Agnes – Juli 2014	94
Damals allein – 1990 bis 2003	117
Stefanie – August 2014	137
Damals als sein Mädchen – 1987 bis 1990	160
Paulina – Oktober 2014	182
Damals in seinem Bett – 1975 bis 1987	201
Nachwort der Autorin	222

IMPRESSUM

Text

Raya Mann © Copyright Raya Mann
Das Urheberrecht liegt bei
Raya Mann
c/o Vergolderei von Wedel
Auf dem Graben 18
D-79219 Staufen im Breisgau
raya.mann@gmx.de

Lektorat

Nina Eisen, Berlin

Layout

Dirk Schuka, Staufen im Breisgau

Titel

Gestaltung Raya Mann © Copyright Raya Mann
Fotografie René Lüdke © Copyright Raya Mann
Alle Rechte vorbehalten

Druck

epubli, ein Service der neopubli GmbH, Berlin
Printed in Germany

E-Book

https://www.neobooks.com/ebooks/raya-mann-die-eine-wahre-liebe-ebook-neobooks-AU2Hu_nxULNGIIToCz4t
ISBN: 978-3-7380-8188-6

Raya Mann auf www.neobooks.com

Agnes betet

Roman von Raya Mann

E-BOOK

Die eine wahre Liebe

Roman von Raya Mann

E-BOOK

Serenus

Roman · Teil eins

Herausgegeben von Raya Mann

E-BOOK

Serenus

Roman · Teil zwei

Herausgegeben von Raya Mann

E-BOOK

Raya Mann als Taschenbuch bei epubli

<https://www.epubli.de/shop/autor/Raya-Mann/19811>